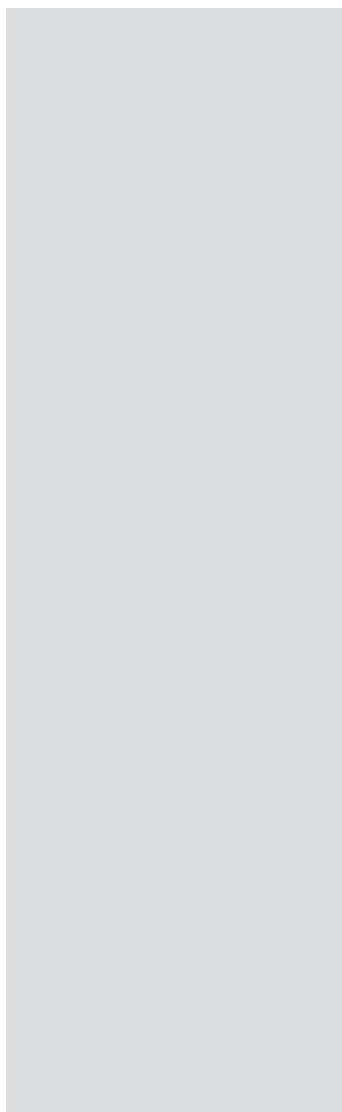
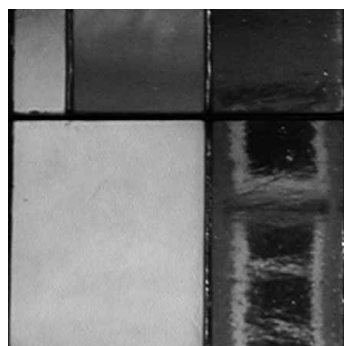


rothenfelser
burgbrief 02/06





Editorial

„Bierflaschen muss man aufmachen. Gefühle muss man zulassen.“ Diesen Zweizeiler von Robert Gernhardt habe ich vor zwei Wochen gelesen. Seither geht er mir regelmäßig durch den Sinn und ruft wiederholt eine angenehme und tröstliche Heiterkeit hervor.

Zum Ende des Jahres endet meine Zeit auf der Burg Rothenfels. Nach fast zehn Jahren Verantwortung als Bildungsreferent ist dies ein starker Einschnitt. Der Abschied von der Burg ist nicht einfach, auch wenn die bevorstehende Aufgabe in Berlin sehr reizvoll ist.

Robert Gernhardts Zweizeiler kommt da irgendwie gerade recht. Leben ist eine merkwürdig ambivalente Angelegenheit - nicht nur in Abschiedssituationen. Leben ist einerseits leicht (Bierflaschen), andererseits nicht ganz so leicht (Gefühle).

Was also zum Abschied schreiben. Für jetzt scheint mir ein Zitat angemessen und hilfreich:

„Die Freunde der Burg teilen gemeinsame Absichten und Intentionen. Ihnen liegt die Burg, die „Sache der Burg“ am Herzen. Einige Freunde von Burg Rothenfels sind Freunde untereinander und Freunde der Burg.“

Das habe ich schon in der letzten Ausgabe der konturen geschrieben und schreibe es jetzt noch einmal. Allen, die auf der und für die Burg Rothenfels arbeiten, danke ich für ihr Vertrauen. Die Zeit auf der Burg war eine gute Zeit.


Joachim Hake

- 3 Theologie und Leben – wieder gelesen
Ein Experiment
- 4 Rainer Bucher
wieder gelesen – Elmar Klinger
- 7 Peter Abel
wieder gelesen – Karl Rahner
- 8 Dorothea Glöckner
wieder gelesen – Sophie Scholl
- 10 Reinhard Haubenthaler
wieder gelesen – Marcel Légaut
- 13 Christian Heidrich
wieder gelesen – Günther Bornkamm
- 16 Frank Meier-Hamidi
wieder gelesen – Dietrich Bonhoeffer
- 19 Stefan Orth
wieder gelesen – Bernhard Welte
- 21 Hans-Rüdiger Schwab
wieder gelesen – Joseph Bernhart
- 23 Dominik Terstriep
wieder gelesen – Georges Bernanos
- 25 Herbert Vorgrimler
wieder gelesen – Hans Urs von Balthasar
- 27 Christian Schütz
wieder gelesen – Peter Wust
- 29 Arnold Angenendt
Toleranz und Gewalt
- 33 Thomas Kutsch
Woche für ältere Menschen
- 36 Stefan Jánosch Wagner
Programme und Bausteine
- 40 Von der Burg
- 43 Einladung
zur Mitgliederversammlung

Impressum

konturen.
rothenfelser burgbrief

Herausgeber:
Vereinigung der Freunde
von Burg Rothenfels e.V., 97851 Rothenfels

Redaktion: Joachim Hake

Mitarbeit:
Dr. Meinulf Barbers, Dr. Gudrun Kuhn
Dr. Gotthard Fuchs

Layout: Gernot Schüll
Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Auflage: 2000
Schüll-Druck Marktheidenfeld

Theologie und Leben – wieder gelesen

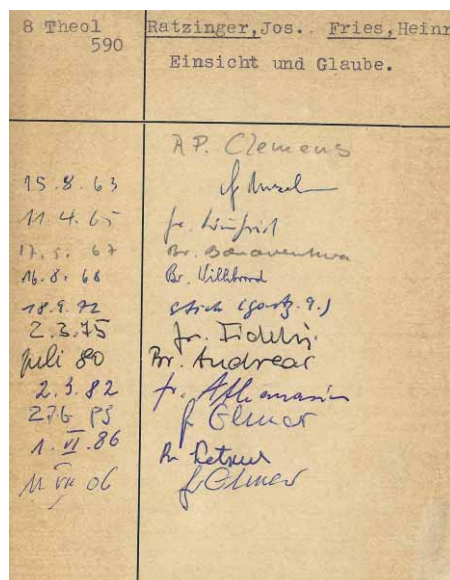
Ein Experiment

Der Leser holt sich das Buch selbst aus dem Regal und trägt es zum Schalter. Um es auszuleihen, entnimmt er dem Buchrücken eine Karte und schreibt seinen Namen darauf. Die Karte wird vom Bibliothekar verwahrt und wenn das Buch zurück kommt, wird die Karte dem Buch wieder hinzugefügt. Hier wartet die Karte dann auf den nächsten Leser.

Über die Jahre entsteht so eine merkwürdige Namensliste. Namen von Unbekannten und Bekannten reihen sich in zufälliger Folge. Wer hat das Buch vor mir gelesen? Wer sich an die eigene Lektüre nicht mehr erinnert, wird seines Vergessens überführt. Vor mehreren Jahren habe ich das Buch schon einmal gelesen. Die eigene Schrift hat sich seither kaum geändert, mein Leben aber schon. Ob dieses Buch, das ich dort in Händen halte, dazu einen Beitrag geleistet hat? Schwer ist es, auf diese Frage eine Antwort zu geben.

Theologie und Leben sind nicht dasselbe. Leben und Lesen auch nicht. Wenn es gut geht, sind die Welten von Theologie und Leben spannungsreich aufeinander bezogen. Dass dies nicht immer der Fall ist, liegt auf der Hand. Vieles begründet den Verdacht, dass Theologie gegenwärtig für das (christliche) Leben eher eine marginale und verschwindende Rolle spielt. Das gilt auch trotz aller vermeintlichen Wiederkehr von Religion und dem damit verbundenen öffentlichen Bedarf an Nachdenken und Reflexion.

Welche Form hat eine Theologie, die den christlichen Glauben bereichern könnte? Welche Sprache spricht sie? Wo ist sie aufzufinden? Auf diese Fragen fallen – soweit besteht weithin Konsens – Antworten gegenwärtig schwer. Das Verhältnis von Theologie und Leben scheint sich neu zu konstellieren und wie immer bergen derartige Veränderungen Chancen und Gefährdungen.



Um diese Verschiebungen im Verhältnis von Theologie und Leben etwas besser zu verstehen, hat die Burg Rothenfels zu einem theologischen Experiment eingeladen. Ausgangspunkt dieses Experiments ist die Annahme, dass prägende Lektüreerfahrungen ein verlässlicher Seismograph für das Verhältnis von Theologie und Leben sind. In einem ersten Gang hat die Burg

Rothenfels zahlreiche Theologen und Theologinnen beider Konfessionen angeschrieben und sie gebeten, auf folgende Fragen in einem kurzen Text zu antworten.

- Welcher theologische Text nach 1919 hat Sie in Ihrer Lektüregeschichte am meisten bewegt und beeinflusst? Dabei kann es sich handeln um eine im engeren Sinn fachtheologische Monographie, eine kirchlich-lehramtliche Äußerung, einen spirituell-theologischen Text oder aber um „christliche Literatur“.
- Worin bestand die damalige Faszinationskraft dieses Textes?
- In welcher Weise hat dieser Text noch Faszinationskraft? Oder: Hat der Text seine Faszination verloren?
- Inwieweit empfinden Sie dies als Verlust oder als Gewinn?

Die Angeschriebenen wurden in der Einladung gebeten, den „Originalton“ des von ihnen gewählten Textes in einem längeren Zitat für die Leser „hörbar“ zu machen.

Die Resonanz auf unsere Anfrage war erfreulich groß und einige der bisherigen Antworten finden Sie nachfolgend abgedruckt. In der nächsten Ausgabe von konturen werden wir diese Reihe fortsetzen.

Michael
Bongardt

Gotthard
Fuchs

Joachim
Hake

wieder gelesen – Elmar Klinger

Schutzlose Festigkeit im permanenten Experiment

*„Es ist nicht zu leugnen, dass die lateinamerikanische Theologie einen Wertbereich der Theologie betreten hat, der ihr bislang verschlossen war und auf dem sie sich auch nicht behaupten konnte, nämlich den Bereich des Handelns überhaupt in der Öffentlichkeit staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. (...) Es ist wichtig, diese Wertbereicher-
weiterung als Horizonterweiterung zu verstehen. Denn mit ihr lässt sich verdeutlichen, dass es dieser Theologie um die Auslegung ihrer selbst in den Horizonten neuer Weltbereiche und nicht um die Anpassung an diese Weltbereiche geht. Sie kann sich als sie selbst darin behaupten. Sie ist nicht Auslegung der Theologie im Horizont des Menschen überhaupt, sondern im Horizont der Praktiken des Menschen, seiner Existenz im Horizont der Politik. Sie ist nicht politische Theologie, sondern Theologie der Politik.“*

Elmar Klinger, Theologie im Horizont der Politik. Die Herausforderung Europas durch die lateinamerikanische Theologie, in: F. Castillo u.a. (Hrsg.), Herausforderung. Die dritte Welt und die Christen Europas, Regensburg 1980, 47-63, 49f

Wer später den Umgang mit theologischen Texten zu seinem Beruf macht, ist nicht typisch für das Verhältnis von Theologie und Leben. Er ist eine Ausnahme. Denn er hat in ihnen etwas gefunden, das ihn fasziniert und dem er sich widmen will. Mindestens ist er ein Profi, der etwas zu finden hofft und zu finden geben will.

Der Text, den ich vorstellen will, ist deshalb auch alles andere als beispielhaft für faszinierende Gottesrede. Aber er hat mich, wie gefordert, „bewegt und beeinflusst“, vor allem wegen seiner Nüchternheit und Klarheit



Elmar Klinger

und wegen des Muts, die Dinge anders zu sehen als Feind und auch Freund.

Elmar Klingers Text ist 1980 erschienen. Ich wechselte gerade im Studium von Freiburg nach Würzburg. In Freiburg hatte mich die (später sagte man für ein paar Jahre: „postmoderne“) Germanistik fasziniert. Ich hatte zwar nicht arg viel verstanden, aber zu Recht dahinter eine neue Freiheit vermutet. Die Theologie hatte ich, wie ich zumindest glaubte,

recht gut verstanden und sie hat mich wenig fasziniert. Das drehte sich in Würzburg um, und der Text, den ich vorstellen werde, und sein Autor waren maßgeblich daran beteiligt. Zusammen übrigens mit dem ganz anders schreibenden und lehrenden und doch verwandten Rolf Zerfass.

Ich könnte es sehr gut verstehen, wenn der Leser und die Leserin die – übrigens anhaltende – Faszinationskraft dieses Textes nicht teilen. Denn er ist zwar politisch ziemlich korrekt und formuliert eine eindeutige Option für die Theologie der Befreiung. Aber er ist nüchtern, sachlich, anti-pathetisch und vor allem in seiner Methodik ziemlich scholastisch, also begriffsorientiert und das auch noch mit einem Schuss analytischer Philosophie im Hintergrund. Das ist alles andere als glaubens-erotisch.

Für mich aber eröffnete dieser Text Welten, wenn nicht sogar die Theologie. Denn er bescherte mir die damals völlig neue Erfahrung, dass theologische Texte weder betulich-klerikal, noch gelehrt-irrelevant, noch voller gutwilliger Moralität sein müssen.

Der Text analysiert ziemlich schonungslos die Schwächen, welche die Theologie der

Befreiung an der europäischen Theologie aufdeckt, und ebenso schonungslos die konzeptionellen Probleme, welche die Theologie der Befreiung aus der Perspektive europäischer Theologie mit sich herumträgt. Er ist also so etwas wie eine Gesamtauseinandersetzung eines jungen Theologieprofessors mit seinem eigenen (Lebens-)Projekt.

Der europäischen Theologie wirft er vor, „zu wenig Sein“ im konkreten Leben zu haben, daher habe auch „dieses Leben zu wenig Sein in unserer Theologie“ (49). Ihr Praxisbegriff sei „verdinglicht“, ihr Geschichtsbegriff statisch und ihre Methodik hermeneutisch verengt. Die Theologie der Befreiung wiederum habe sich ihren eigenen Grundlagenproblemen nicht hinlänglich gestellt, verharre ebenfalls in einem, nur jetzt auf die Praxis bezogenen, hermeneutischen Theologiebegriff, überwinde auch den Gegensatz Natürlich-Übernatürlich im Kirchenbegriff nicht wirklich, verkenne den theoretischen Charakter der Theologie und habe sich zudem „ganz auf der Linie der europäischen lateinischen Tradition“ in der Auseinandersetzung mit der Heideggerschen Verhältnisbestimmung von Sein und Zeit „für die Priorität von Sein entschieden“ (59).

Was immer im Einzelnen daran richtig ist: Klinger räumt wie nebenbei mit ein paar halbbewussten praxisleitenden Selbstverständlichkeiten der (modernen) Theologie auf. Erstens, dass es in ihr vor allem ums Verstehen ginge, zweitens, dass die Praxis ein sekundärer Teilbereich des Wirklichen wäre, drittens dass es in der Theologie, so sie denn praktisch wird, vor allem auf den guten Willen ankäme, viertens, dass man selbst bestenfalls ein Ort, aber kein Prinzip der Theologie wäre, und fünftens, dass die richtige politische Option wissenschaftliche Selbstzweifel erspare.

Kurz: Es war da plötzlich eine Theologie, die ihre begriffliche Tradition ernst nahm und dabei nicht politisch harmlos bis reaktionär wurde, und eine politische Optionalität, welche sich aus der eigenen Tradition motivierte. Es war eine Theologie, die sich aufs Spiel setzt, die nach vorne offen und waghalsig war

und sich vor nichts scheute. Es war die Erfahrung einer Theologie, die sich weder hinter der Fassade wissenschaftlicher Gelehrsamkeit noch hinter jener des euphorischen politischen Engagements versteckte. Vor allem aber: Es war die Erfahrung einer Theologie, bei der es noch was zu entdecken gab. Und die bereit war zu Selbstkritik. Der Aufsatz schließt mit der überaus ehrlichen Feststellung: „Die Probleme lateinamerikanischer Theologie sind auch europäische Probleme. Es gibt keinen Anlass, in Selbstgerechtigkeit sich über sie zu freuen. Eigenlob wäre nur berechtigt, hätten wir eine praktikable Lösung, in einem internationalen Rahmen mit ihr zu bestehen. Davon sind wir aber schon wegen der starken Begrenztheit unserer üblichen Themenstellung weit entfernt.“ (59f.)

In meiner theologischen Sozialisation haben sich (wissenschaftliche) Theologie und persönliches Leben zweimal kurzgeschlossen: einmal hier und das andere Mal in der Begegnung mit einer praktisch-theologischen Konzeption der Studienbegleitung, wie sie Ottmar Fuchs in Bamberg konzipierte. Aber das ist eine andere Geschichte. Oder vielleicht doch nicht, sondern einfach die andere Seite der gleichen Geschichte: jetzt von der Praxisseite her.

Es sind beides zwei sehr persönliche Geschichten. Ich fühle ihre begrenzte Vermittelbarkeit. Vielleicht wäre das Wichtigste an theologischer Sprache ja, gar nicht wirkungsorientiert zu sein, sondern unabgesichert, risikoreich und experimentell. Und dabei stets korrekturoffen. Bei Klinger wie bei Fuchs war das immer wieder so. Man konnte sie immer stellen. Sie haben sich nie hinter irgendetwas verschanzi, arbeiteten nur mit dem, wofür sie standen. Ich erlebte es als schutzlose Festigkeit im permanenten Experiment: für mich der Weg in die Theologie.

■ Rainer Bucher
*Dr. theol., Professor und Leiter des
Instituts für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie
an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Karl-
Franzens Universität Graz*

wieder gelesen – Karl Rahner

Erfahrung des Geistes

„– wo... (man könnte, wie gesagt, noch lange weiterfahren) – da ist Gott und seine befreiende Gnade. Da erfahren wir, was wir Christen den Heiligen Geist Gottes nennen; da ist eine Erfahrung gemacht, die im Leben – auch wenn sie verdrängt wird – unausweichlich ist, die unserer Freiheit mit der Frage angeboten wird, ob wir sie annehmen wollen oder ob wir uns in einer Hölle der Freiheit, zu der wir uns selber verdammen, gegen sie verbarrikadieren wollen. Da ist die Mystik des Alltags, das Gottfinden in allen Dingen; da ist die nüchterne Trunkenheit des Geistes, (...) die wir nicht ablehnen oder verachten dürfen, weil sie nüchtern ist.“

Karl Rahner, Erfahrung des Geistes.
Meditation, Freiburg 1977.

Kann man eine Erfahrung des Geistes machen? Wenn ja, wie? Wie ist dieser Geist in der Perspektive des Glaubenden wie auch des Nichtglaubenden zu verstehen? Ist der Geist in einer Zeit, die voll spiritueller Sehnsucht und wenig geistdurchdrungen zugleich zu sein scheint, überhaupt erfahrbar? Karl Rahner gibt in seiner kleinen Meditation eine, seine entschiedene Antwort: ja, jeder Mensch kann eine Erfahrung des Geistes machen.

Biographische Notiz I

Frühsommer 1984. Zwei Semester habe ich mich vom Studienbetrieb weitgehend zurückgezogen, um intensiv zu studieren und mich neu zu orientieren. Wo will ich hin? Was trägt mein Leben? Welche Gestalt soll mein Glaube im Alltag haben? Wie kann ich diesen Glauben theologisch verantworten? Hoch über dem Inntal studiere ich intensiv Karl Rahners Schriften. Ich versuche zu verstehen, was er den Menschen heute sagen will. Dafür gibt mir ein Jesuit und Schüler Rahners einen Tipp: „Rahner hat zu jeder theologischen Aussage einen kleinen, allgemein ver-



Karl Rahner

ständlichen Aufsatz geschrieben, zu seiner Anthropologie die 'Erfahrung des Geistes'.“ Diese Schrift gibt mir eine Antwort auf meine Frage nach einer gelebten Spiritualität, einer Mystik des Alltags, wie auch über das Gottsuchen in der Seelsorge.

Erfahrung des Geistes, theologisch betrachtet

Geisterfahrung ist, wenn auch im Alltag oft unreflektiert und verborgen, jedem Menschen dort zu

eigen, wo er zu seinem Selbst kommt und sich darin in entschiedener Freiheit jenem Grund öffnet, der immer schon sein Leben trägt. Diese theologische Grundaussage umreißt nicht nur die hier nicht näher zu beschreibende Theologie des übernatürlichen Existenzials, sondern die innerste Mitte unserer Existenz selbst, jene Mitte, in der sich ein Mensch in seiner ursprünglichen Einheit und Ganzheit erkennt und die zu erkennen ihm Gott in befreiender Gnade immer schon ermöglicht. In Erkenntnis und freier Entscheidung ist der Mensch immer schon ein Wesen der Transzendenz, erkennend kann er den einzelnen Erkenntnisgegenstand überschreiten auf jenen schöpferischen und schweigend gegenwärtigen Horizont seines Lebens hin, jenen Horizont, den wir glaubend Gott nennen. Hierauf kann er sich einlassen oder nicht. Diese Verwiesenheit auf das namenlose Geheimnis unseres Lebens und das Sich-Entscheiden ihm gegenüber, erfahren wir – theologisch gedeutet – als immer schon von Gott gegeben, als 'Selbstmitteilung Gottes im Heiligen Geist' in die Mitte unseres Lebens hinein. Das ist die Erfahrung des Geistes, gleichgültig ob ein Mensch sie so benennt oder nicht, jedem im Innersten gegeben.

... und in den Alltag hinein übersetzt

Diese Erfahrung ist nichts Abgehobenes. Sie ereignet sich mitten in unserem Alltag. Es gibt konkrete Erfahrungen, die uns auf die

Erfahrung des Geistes aufmerksam machen. Rahner formuliert Beispiele, 24 an der Zahl: den Menschen, dessen Lebensbilanz nicht ausgeglichen ist und der sich dennoch einem sinnvollen Ganzen anvertraut, den, der ohne Absichten den Nächsten liebt, den, dessen Lebensrinnsal ziellos durch das Leben schlängelt und der trotzdem die Hoffnung nicht aufgibt, denjenigen, der aufbricht aus der Finsternis des Todes in die Verheißung des Lebens hinein... und er wird nicht müde, diesen Aufbruch als Erfahrung des Geistes zu deuten. Wo das geschieht, da ist der Heilige Geist. Da ist Gottes Geist am Werk und da wächst in uns die Sehnsucht, eine Mystik des Alltags zu leben, Gott im ganz Normalen zu suchen, das immer schon das Nicht-Normale ist, mitten im Leben die Grenze von Zeit und Ewigkeit aufzubrechen, uns dem Geheimnis zu öffnen, das wir Gott nennen.

Biographische Notiz II

Als Theologe, Glaubender und Seelsorger finde ich in der beschriebenen Erfahrung des Geistes eine plausible Antwort auf die eingangs gestellten Fragen, sinnvoll Glauben zu leben und zu reflektieren. Doch diese Auffassung, Geisterfahrungen aus der Erfahrung des Alltags heraus wahrzunehmen, zieht in späteren Stationen meines Lebens praktische und theologische Konsequenzen nach sich:

- Da begegne ich als Seelsorger Menschen, deren Leid nicht erklärbar ist – dem unheilbar erkrankten Kind, zerbrochenen Lebensentwürfen, schuldlos Verarmten – und in mir wächst allmählich, dass hier das

Antlitz des gekreuzigten und verlassenenen Gottes aufscheint und die einzig redliche Antwort der Schrei des Gekreuzigten ist: „Warum hast du mich verlassen?“

- Da begleite ich Menschen in ihrem Beruf. Kann eine Mystik des Alltags gelingen, wo einer müde und ausgelaugt ist von den Pflichten des Alltags und der Arbeit? Muss ich nicht auch eine Spiritualität des Scheiterns und des Überdrusses entwickeln, wo der Erfolg sich nicht einstellt?
- Da arbeite ich als kirchlicher Organisationsentwickler mit Menschen zusammen, die den Abbruch des Gewohnten erleben und denen doch der Aufbruch am Herzen liegt. Gegen allen Zweifel setzen sie sich für eine Entwicklung der Kirche ein. Sind ihre Fähigkeiten nicht Gaben des Geistes? Ist der mühsame Prozess des Suchens, Entscheidens und Ausprobierens nicht eine Suche nach der Unterscheidung der Geister? Muss ich nicht eine Theologie der Veränderung entwickeln, wo einer Kirche im Exil erlebt und nicht im Lande der Verheißung?

Beispiele, die ich als Erfahrungen des Geistes deuten kann, aber auch Erfahrungen, die mich weitergeführt haben und zwangen, theologisch weiter zu denken. „Wo...“, sagte Rahner. Gebe ich diesem „Wo“ Raum, breche ich auf, auch in meiner Einsicht, dass Gott in meinem Leben da ist.

■ Peter Abel

Dr. theol. Leiter der Arbeitsstelle für theologische und pastorale Fortbildung in der Diözese Hildesheim.



Joseph und Jussuf – in Islam, AT und Literatur

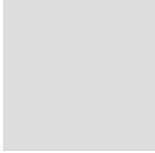
Islam im Spiegel der Weltliteratur mit

Prof. Dr. Hartmut Bobzin
Prof. Dr. Johann Christoph Bürgel
Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel
Prof. Dr. Hans Christoph Schmitt
und Roman Bunka

9. – 11. März 2007

Burg Rothenfels am Main

**Seminar-
termin
2007**



wieder gelesen – Sophie Scholl

Traum vom Verheißenen

„Ich trug an einem sonnigen Tag ein Kind in langem weissen Kleid zur Taufe. Der Weg zur Kirche führte einen steilen Berg hinauf. Aber fest und sicher trug ich das Kind in meinen Armen. Da plötzlich war vor mir eine Gletscherspalte. Ich hatte gerade noch so viel Zeit, das Kind auf der anderen Seite niederzulegen – dann stürzte ich in die Tiefe.“

Traum Sophie Scholls in ihrer letzten Nacht. In: Wir schweigen nicht. Die Geschwister Scholl und ihre Freunde. Dritte Auflage, Berlin 1977, S. 54 f.

Es war im Herbst 1986. Wir studierten im zweiten Studienjahr Theologie an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg. Und die Zeit war gekommen, wo wir als Studenten an einer staatlichen Universität der DDR für sechs Wochen am obligatorischen Zivilverteidigungslager teilnehmen mussten. Doch wollten und konnten wir das? Schließlich waren mehrere von uns auch deshalb unter den Theologen gelandet, weil sie den Wehrunterricht an den Schulen beziehungsweise den Wehrdienst mit der Waffe verweigert hatten. Wie also sollten wir vor uns selbst rechtfertigen, dass wir nun doch ins Verteidigungslager fahren? Diese uns ernsthaft bedrängende Frage löste heftige Diskussionen in der Seminargruppe aus.

Ja, das Verhältnis von Theologie und Leben brauchten wir nicht erst an den Haaren herbeizuziehen. Es saß uns unter der Haut, prägte unsere Biographien und forderte immer wieder dazu heraus, verstellten Wegen kreatives Handeln entgegenzusetzen. Als es damals für uns darum ging, uns für oder gegen die Teilnahme am Zivilverteidigungslager zu entscheiden, einigten wir uns schließlich auf folgende Weise: „Wir fahren mit – aber nehmen dies zum Anlass, ein deutliches Zeichen unseres Anders-Denkens zu setzen.“ Dieses deutliche Zeichen sollte in einer als Kombination von Vortrag und Laientheater gedachten Vorstellung über den Widerstand der Geschwister Scholl und ihrer Freunde bestehen. Die Lagerleitung genehmigte dieses Vorhaben als Beitrag zum Kulturprogramm

und gewährleistete uns damit eine alle Fakultäten erreichende Öffentlichkeit. Damit begannen wir ein intensives Studium der Dokumentationen über den Widerstand der Weißen Rose. Die Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und Flugzettel dieser Münchener Studentengruppe war eine eigene Art christlicher Literatur für uns, deren Faszinationskraft vor allem auf der Bezeugung eines bis in die äußersten Konsequenzen gelebten Glaubens beruhte. Wir lebten uns ein in die Gedanken von Sophie und Hans Scholl, von Willi Graf, Alexander Schmorell, Christoph Probst und Professor Huber, deren Kampf unter entschieden schwereren Bedingungen stattgefunden hatte. Während wir uniformiert durchs Lager marschierten, memorierten wir ganze Abschnitte aus ihren Briefen und Tagebüchern. Vielleicht ist es nicht einmal angemessen, von einer Faszinationskraft dieser Texte zu sprechen. Ein konsequentes Zeugnis strahlt mehr aus. Es gewinnt seine Tiefe nicht nur aus den formulierten Worten, sondern vor allem aus dem dahinterstehenden Leben. Wir jedenfalls ließen uns ermutigen von der Tatkraft der Weißen Rose, und in unserer Jugendlichkeit scheuten wir auch nicht davor zurück, uns den Geschwister Scholl und ihren Freunden in Gedanken an die Seite zu stellen.

Heute, zwanzig Jahre später, würde ich mich diesen Zeugnissen weit bescheidener nähern. Auch muss ich mich fragen, ob dieser Bericht von einer gemeinsamen Aneignung der Texte von allen Beteiligten tatsächlich so erlebt wurde. Wer weiß, womöglich würde der eine oder andere Kommilitone sich gegen eine solche Vereinnahmung sogar wehren. Unbestreitbar aber bleibt, dass unsere aktive Lektüre über den Widerstand der Weißen Rose gebunden war an die Zeit, mit der wir uns auseinanderzusetzen hatten – und diese Auseinandersetzung war ein gemeinsames Anliegen.

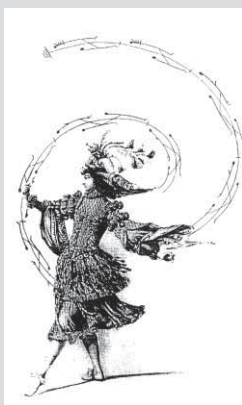
Wenn ich heute dieselben Bücher hervorhole und meine alten Unterstreichungen wiederfinde, so würde ich auch heute noch dieselben Sätze wählen. Doch ich lerne sie nicht mehr auswendig, ich trage sie nicht mehr bei mir, ich lebe mich nicht mehr ein in Vergan-

genes. Sophie Scholls letzter Traum – vom Kind, das sie gerade noch sicher auf der anderen Seite ablegen konnte, bevor sie selbst niederstürzte – aber ist mir weiterhin eine bewegende Über-Setzung des Bleibens von Glaube, Hoffnung und Liebe. Sophie hat ihren Mitgefangenen diesen Traum selbst gedeutet: „Das Kind ist unsere Idee, sie wird sich trotz aller Hindernisse durchsetzen. Wir durften Wegbereiter sein, müssen aber zuvor für sie sterben“ (a.a.O. S. 55). Viele Gründe lassen sich dafür finden, dass dieser Traum von einem lebendigen, warmen Kind in das Bild einer Idee umgedeutet wurde. Sophie kannte und liebte beides: das Zusammensein mit Kindern, wovon sie in ihren Briefen fröhlich schrieb und die Überzeugungskraft wahrhaftigen Denkens.

Fast selbst noch ein Kind wurde sie am 22. Februar 1943 hingerichtet. Von dem letzten Besuch der Eltern bei Hans und Sophie gibt es Berichte, die neben der Furchtlosigkeit

und Gelassenheit beider Scholls auch den folgenden Abschiedsdialog erwähnen: „Noch einmal sagte die Mutter [...]: ‚Gelt, Sophie: Jesus!‘ Ernst, fest und fast befehlend gab Sophie zurück: ‚Ja, aber du auch!‘ „ (a.a.O. S. 50). Die Idee, von der Sophie zu ihren Mitgefangenen sprach, blieb für sie immer verbunden mit der biblischen Botschaft. So lässt ihr letzter Traum mich daran denken, dass die Verheißungen Gottes seit den Tagen Abrahams an die Geburt und Rettung eines Kindes gebunden waren. Eine Verheißung aber ist ein Versprechen, das sich durch den besonderen Wert des Versprochenen auszeichnet. Im Sich-Verlassen auf dieses Versprechen wird die Unvorhersehbarkeit des Kommenden soweit bewältigt, dass der Mensch sich selbst und anderen vertrauen kann. Sophie Scholls Aufzeichnung aber zeugt noch heute von der Verletzbarkeit, die das Verheißene wesentlich prägt, wenn es denn echt sein soll.

■ Dorothea Glöckner
Dr. theol., Evangelische Pastorin in Kopenhagen



Les Bras du Roy

Barocktanz mit Hand und Fuß

2. – 4. Februar 2007

Burg Rothenfels am Main

Referentinnen:

BEATE KNOBLOCH entdeckte ihre Liebe zum Historischen Tanz während ihres Blockflötenstudiums an der Hochschule für Musik in Würzburg. Hier bekam sie wichtige Impulse von ihrer

ersten Lehrerin Lenchen Busch. Ihre weitere Ausbildung erhielt sie u.a. von E. Schneiter, M. Lehner, A. Francalanci, D.C. Colonna, B. Segal und B. Niedecken.

Neben ihrer Konzerttätigkeit erfüllt sie Lehraufträge in St. Gallen und an der Musikhochschule Würzburg und ist außerdem als Leiterin von Kursen tätig.

ANDREA BAUR studierte Blockflöte und Laute an der Würzburger Musikhochschule, an der sie auch ihre Ausbildung im Bereich Historischer Tanz bei Lenchen Busch erhielt. Es folgten Aufbaustudien am Institut für Alte Musik Trossingen im Fach Laute bei Rolf Lislevand.

Die Lautenistin ist als Solistin sowie als Mitglied mehrerer Kammermusikensembles europaweit tätig. Ihre Begleitertätigkeit schließt auch die musikalische Gestaltung von Tanzkursen und -konzerten ein.

**Seminar-
termin
2007**

wieder gelesen – Marcel Légaut

wahrhaft Christus angehören

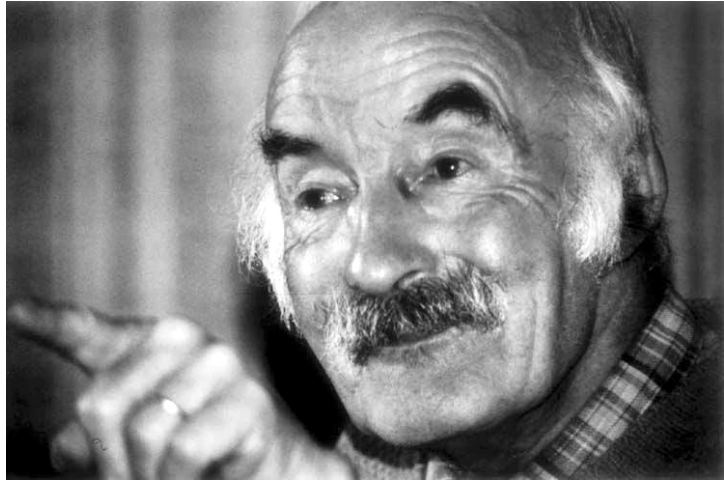
„Für den Christen, der wahrhaft Christus angehört, ist Jesus gerade jener andere, dessen er am meisten bedarf, um sein ganzes Leben lang die Hingabe an die religiöse Suche durchhalten zu können. Durch Jesus erkennt er sich selbst. Und mehr noch als durch sein Beispiel und sogar mehr als durch seine mündliche Unterweisung führt Jesus durch das, was er gewesen ist, seinen Jünger in die Freiheit, in die Unbekümmertheit, die er grundsätzlich braucht, um klar und aufrecht seinen Weg gehen zu können.“

Marcel Légaut, Glaube, der mich trägt. Einsicht und Bekenntnis, Freiburg 3. Auflage 1974, S. 64

Ein Glaube, der mehr ist als die Anerkennung von Glaubens-Wahrheiten, Katechismus-Lehrsätzen und Dogmen, mehr auch als ein Geborgensein in Traditionen, Riten und Formen; Glaube als Frucht eines persönlichen und ganz individuellen Erfahrungswegs, einer engagierten spirituellen Suche; und eine Kirche, die nicht autoritativ vorschreibt und befiehlt, sondern in die Nachfolge Jesu ruft und Weggemeinschaft bildet – Glaube als Suche, Glaube als Weg: das zog mich an und faszinierte mich.

Die Schaufenster theologischer Buchhandlungen waren damals, in der Mitte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts als ich Theologie studierte, voll von den Büchern des Franzosen, dessen meist lächelndes, Lebenserfahrung und Ernst, aber auch gelöste Zuversicht ausstrahlendes Gesicht sämtliche Bände ziert.

Natürlich war es auch der ungewöhnliche, Mut und Authentizität verratende Lebensweg Marcel Légauts, der nicht nur mich beeindruckte: ein Mathematik-Professor, der mit 40 Jahren seinen Beruf aufgibt, sich auf ei-



Marcel Légaut

nen Bauernhof in den Südalpen Frankreichs zurückzieht, dort Schafe züchtet – und nach mehr als 20 Jahren mit den Ergebnissen seiner Reflexion, seiner Glaubens- und Lebenserfahrung an die Öffentlichkeit tritt.

Da war einer, der es gewagt hatte, einen unkonventionellen, aber persönlich stimmigen Lebensweg zu gehen und selbständig zu denken, und der nun seine Einsichten in einer ungewohnten, nicht einfachen, aber eben eigenes Denken offenbarenden Sprache mitteilte. (Heute beim Wiederlesen würde ich mir vieles lebendiger und vor allem konkreter und weniger abstrakt wünschen; damals faszinierte mich gerade die Geheimnisthätigkeit der ganz auf das Grundsätzliche zielenden Sprache.)

Er lehrte mich, mein religiöses Suchen und Fragen und meine menschliche Entwicklung und Entfaltung als zusammengehörig zu sehen; er ermutigte mich dazu oder bestärkte mich zumindest darin, auch selbst eigene Wege zu gehen. Und nicht zuletzt gab seine Vision einer Kirche, die sich von einer „Autoritätsreligion“ in eine „Religion des Anrufs“¹ wandelt, meinem Glauben und vor allem auch meinem Sein in der Kirche Perspektive und Hoffnung.

Ich hatte Marcel Légaut nahezu vergessen – konkrete berufliche Anforderungen, politisches Interesse und Engagement im und für den Konziliaren Prozess für Frieden, Gerech-

tigkeit und Bewahrung der Schöpfung, meine Beschäftigung mit Romano Guardini und vieles mehr ließen die Erinnerung an ihn in den Hintergrund treten – da entdeckte ich vor einigen Jahren ganz zufällig ein kleines Bändchen von Marcel Légaut mit einer Sammlung aus tiefer Reflexion geborener Gebete²: Ich war wie elektrisiert durch diese unerwartete Wiederentdeckung.

Aber erst bei der Arbeit an diesem Beitrag ist mir bewusst geworden, wie sehr seine Gedanken meine Art zu glauben und wohl auch meinen Glaubens- und Lebensweg tatsächlich geprägt haben:

Dass ich mich als Krankenhauseelsorger vielen der Kirche fremd gegenüberstehenden Menschen in ihrem oft vagen, aber ehrlichen Suchen, mit ihrem tastenden, aber persönlichen Glauben näher fühle, als vielen in einem dezidiert kirchlichen Sinn gläubigen Menschen, die sich ihres Glaubens so sicher sind; dass ich in diesen Gesprächen Lebenserfahrungen gebührend würdigen kann; und dass es mir zumindest manchmal gelingt, von der Beziehung zu Gott und von Inhalten meines Glaubens ohne religiöse Formeln zu sprechen: mir scheint, dass Marcel Légaut mir hier Türen geöffnet hat.

Im Zusammenhang mit dieser Relecture frage ich mich allerdings auch wieder neu: Inwieweit bin ich tatsächlich auch selbst noch unterwegs auf der Suche nach dem, was Jesus für mich bedeutet? Verleitet mich vielleicht gerade meine „Profession“ dazu, die persönliche Suche aufzugeben und mich mit dem „Status quo“ religiöser Traditionen und Konventionen zufrieden zu geben – bei mir selbst und bei meinen Mitchristen und den Menschen, denen ich begegne?

Wie aber steht es vor allem mit Marcel Légauts Vision einer Kirche, die sich wandelt von einer Autoritätsreligion, die sich auf die Verkündigung von Lehren und moralischen Weisungen und auf eine mehr äußerliche Befolgung von Gesetzen und Traditionen stützt, zu einer „Kirche des Anrufs“, die versucht, ihre Glieder auf den Weg zu einem vertieften Menschsein und einem existentiell ge-

lebten persönlichen Glauben und einer lebendigen Jesus-Beziehung zu führen? Ist die Kirche vorangekommen auf diesem Weg?

Dezentralisierung, kleinere, überschaubare Einheiten, Diözesen und Pfarreien, vor allem aber lebendige Zellen des Glaubens, in denen Menschen ihr Leben und ihren Glauben teilen, sich gegenseitig im Glauben anregen, stützen und tragen können (und die auch miteinander Eucharistie feiern!), hat Marcel Légaut gefordert; vor allem aber eine persönliche Bekehrung: vom Christen aus Tradition zum wirklichen Jünger Jesu. Sind die Christen in den vergangenen 30 Jahren ein Stück weit mehr „Jünger Jesu“ geworden, „statt nur immer minderjährige Kinder ihrer Kirche“³ zu sein?

Familien- oder Hauskreise, Bibelgesprächskreise, Exerzitien im Alltag – gemessen an Marcel Légauts Vorstellung von überschaubaren Zellen des Glaubens in den meisten Fällen wohl zu wenig verbindlich und auch zeitlich nicht beständig genug – hatten und haben zweifellos für viele Christen eine große Bedeutung, haben wesentlich dazu beigetragen, den Glauben zu vertiefen, Glauben und Leben zusammenzubringen, waren und sind vielleicht sogar für viele Voraussetzung dafür, dass sie ihren Glauben überhaupt durchhalten konnten in einer Gesellschaft, in der Glaubensstraditionen immer mehr zerbröckeln. Aber es sind doch auch wenige Menschen, die dadurch erreicht werden. Wie weit ist kirchliche Realität durch sie geprägt?

Und mehr noch: Es zeigen sich heute kirchliche und auch gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, die in eine ganz andere Richtung weisen: Nicht die persönliche Suche, sondern die Sicherung und Verbreitung des Glaubenswissens, formuliert in Katechismen und Kompendien, wird als Forderung der Stunde gesehen; rituelle Vollzüge finden ein neues Interesse; viele verlangen wieder eine ►

¹ Marcel Légaut: Meine Erfahrung mit dem Glauben, Freiburg 1972, S. 214ff.

² Marcel Légaut: Mensch werden. Gebete, Mainz 2002.

³ Marcel Légaut: Meine Erfahrung mit dem Glauben, Freiburg 1972, S. 252.

wieder gelesen – Marcel Légaut

stärker objektiv-feierlich gestaltete Liturgie; religiöse und liturgische Events, die nicht den Einzelnen, sondern die Masse ansprechen, finden erstaunlichen Zuspruch.

Ist Marcel Légauts Vision einer Kirche als „Religion des Anrufs“ vielleicht doch zu elitär, gar illusorisch? Ich habe tatsächlich heute noch mehr Respekt als früher vor dem einfachen, schlichten Glauben vieler Menschen (innerhalb und außerhalb der Kirche), denen es nie in den Sinn gekommen ist, sich bewusst auf eine spirituelle „Suche“ zu begeben, und in denen doch ein persönlicher, tragfähiger Glaube gewachsen ist – Glaube verstanden als persönliche Gottesbeziehung, die auch den Belastungen und Dunkelheiten des Lebens standhält. Und doch: Mehr noch als vor 30 Jahren sehe ich Marcel Légauts Analyse der kirchlichen Situation und seine Wegweisungen als prophetischen Impuls – prophetisch nicht im Sinn der Vorhersage, sondern eben im Sinn des (An-)Rufes, der herausführt aus Bequemlichkeit und Lethargie, der auf den Weg ruft, auf einen Weg, der Zukunft eröffnet und unter Gottes Verheißung steht.

Viele seiner Denkanstöße und Anfragen warten noch darauf, auch theologisch aufgegriffen zu werden: so zum Beispiel seine mehr am Rande ausgesprochen Forderung, das,

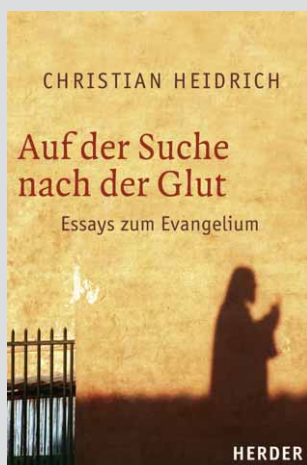
was wir unter Vorsehung verstehen, unserem heutigen Gottes- und Weltbild entsprechend zu formulieren, oder seine Gedanken über das Gebet.

Manches in seinem Denken ist zweifellos auch einseitig, überzogen oder defizitär. Der Wert des Individuell-Persönlichen, auch des Privaten und Subjektiven scheint mir bei ihm – wie ihm das auch schon in den ersten Kritiken vorgeworfen wurde – tatsächlich überbetont zu sein gegenüber der Bedeutung des Öffentlichen, des Institutionellen und des Objektiven. Und heute noch deutlicher als bei der ersten Lektüre empfinde ich es als wirklichen Mangel, dass der Bereich des Politischen, insbesondere auch das gesellschaftliche und politische Engagement des Christen von ihm ausgeblendet wird. Dass Aktion und Kontemplation, Mystik und Politik nicht Gegensätze bilden, sondern auf einander verweisen: diese Erkenntnis fehlt mir bei Marcel Légaut.

Seine – wie ich meine – bleibende Stärke liegt darin, in die Innerlichkeit zu führen, zu einer größeren spirituellen Lebendigkeit, zu einem volleren und bewussteren Menschsein, das auf Gott, und zu einem lebendigeren Glauben, der auf die Aufgabe der Menschwerdung verweist.

■ Reinhard Haubenthaler
Dr. theol., Klinikseelsorger in der Diözese München

konturen empfiehlt Bücher



Christian Heidrich
Auf der Suche nach der Glut
Essays zum Evangelium

Verlag Herder 2006
Format: 13,9 x 21,4 cm, 256 Seiten,
Gebunden mit Schutzumschlag und Leseband
€ 19,90 ISBN 3-451-29224-6, ISBN: 978-3-451-29224-8

Christian Heidrich schreibt biblische Essays: Sie sind lebendig, manchmal launisch. Sie sind literarisch, das heißt gut verständlich, ohne theologische Binnensprache, abseits allzu bekannter Predigt-Tonlagen – auf der Suche nach der Glut des Lebens, deren Feuer die biblische Botschaft anfachen will. In diesem Buch sind seine schönsten biblischen Betrachtungen nach dem Gang des Kirchenjahres in Monatskapiteln zusammengestellt.

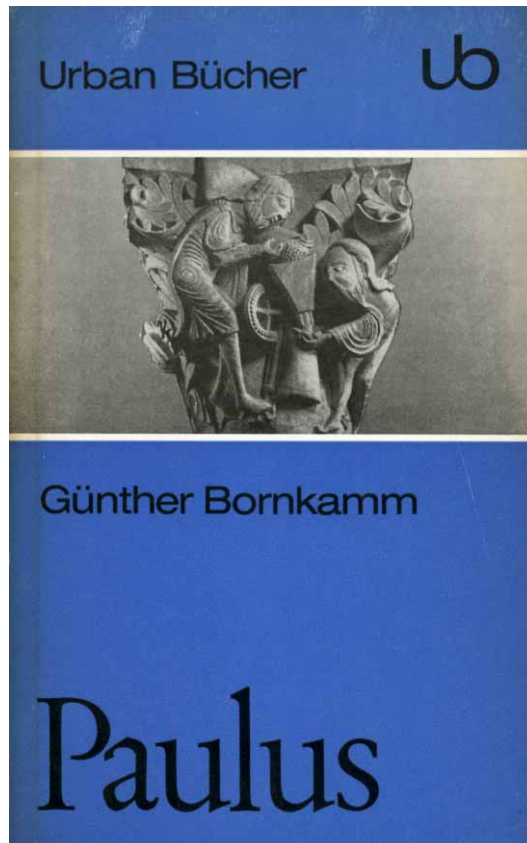
wieder gelesen – Günther Bornkamm

In tönernen Gefäßen – der Schatz

„Immerhin, dieser kranke, zarte Mann hat unvorstellbare physische Belastungen zu ertragen vermocht (vgl. 2.Kor. 11,23ff.) und in weniger als einem einzigen Jahrzehnt zu allem anderen, was ihm oblag, mehrmals unter schwierigsten Bedingungen die östliche Reichshälfte des Römischen Imperiums durchzogen und lebensfähige Gemeinden in Kleinasien, Macedonien und Griechenland gegründet, ja Rom und den Westen bis nach Spanien in seine Pläne einbezogen. Erst recht aber durchdringen die Gedanken seiner Botschaft Dimensionen von einem unvergleichlichen, bis heute unbewältigten Ausmaß. Kein Wunder, dass vielen an seinen bis an den Rand mit schwerem Gedankengut befrachteten Briefen der Atem ausgeht und mancher, der sich auf seine Botschaft einlässt, sich vorkommen muss wie ein Wanderer in einer schwindelerregenden Bergwelt mit steilen, umwölkten Gipfeln, so dass er oft nicht weiß, wie er folgen und durchhalten soll.“

Günther Bornkamm, Paulus,
Stuttgart 5. Auflage 1983, 24

Niemals zuvor und womöglich auch niemals später habe ich den Atem der neutestamentlichen Wissenschaft so frisch und überzeugend verspürt. Ich war Anfang zwanzig, wohl im dritten Semester des Studiums der katholischen Theologie, als ich Günther Bornkamms „Paulus“ entdeckte. „Keine andere Gestalt des Urchristentums steht so wie Paulus im hellen Licht, aber auch im Zwielficht der Geschichte.“ Mit dieser dramatischen Kunde setzt der Heidelberger Exeget ein, und etwas von dieser Tonlage lässt sich auf den meisten Seiten des Werkes wahrnehmen. Dabei ist die ursprünglich im Jahre 1969 ver-



öffentlichte Studie eine Frucht der „historisch-kritischen“ Methode, die auf minutiöse Textuntersuchung und nachvollziehbare Tradierungsabfolgen setzt, nicht auf Pathos oder Predigtauglichkeit. Für Günther Bornkamm aber behält der Mann aus Tarsus bis zum Schluss einen gehörigen Rest an unfassbarer Größe und Rätselhaftigkeit. Daran können alle Feinheiten der neuzeitlichen Exegese nichts ändern. Es ist wohl gerade dieses Eingeständnis inmitten einer Fülle überzeugender Einsichten, das der Studie ihre Spannung und Lesbarkeit verleiht.

In der „Einführung“ werden die Weichen gestellt. Es geht um die Quellen, um „Paulus in seinen Briefen und in der Apostelgeschichte“. Bornkamm setzt entschieden auf die Erkenntnis, dass es nicht die breiten biographischen Ströme der Apostelgeschichte sind, die uns auf die richtige Fährte setzen. „Dieser traditionellen Praxis können wir heute auf Grund der neueren Forschung nicht mehr folgen.“ Da ist nicht nur der zeitliche Abstand ►

von mehr als vier Jahrzehnten, da ist vor allem auch die gewandelte Situation in den christlichen Gemeinden, die neue Fragen aufwirft und neue Antworten erfordert. Für Bornkamm spiegelt der Autor der *Acta Apostolorum*, so exemplarisch in den 24 Reden, eher die Situation seiner Zeit wider als die Epoche des Paulus. Und auch theologisch ergeben sich grobe Differenzen. „Lukas schildert auch den Christen und Missionar Paulus noch mit allem Nachdruck als überzeugten Pharisäer (...). Ganz anders der wirkliche Paulus, der, wie besonders im Philipperbrief deutlich wird, seinen einstigen pharisäischen Eifer um die Gerechtigkeit aus den Werken des Gesetzes preisgegeben und für ‚Schaden‘ und ‚Dreck‘ erachtet hat, um das Heil allein im Glauben an Christus zu finden (Phil. 3,5ff.).“ In seiner Entfaltung der paulinischen Lebensgeschichte und Theologie stützt sich Bornkamm deshalb primär auf die Briefe des Paulus, von denen er acht als „echt“ anerkennt. „Aus der missionarischen Arbeit des Apostels erwachsen und in der Absicht geschrieben, diese Arbeit aus der Ferne fortzusetzen, sind die Briefe des Paulus zur ältesten Gattung des urchristlichen Schrifttums geworden, der aus der Literatur des Altertums sich nichts Vergleichbares an die Seite stellen lässt.“

Bornkamms einführendes Kapitel, eine veritable Overture, hat mich von der ersten Seite an gepackt und überzeugt. Mag dort die „historisch-kritische“ Methode der strengen, der „protestantischen“ Observanz geboten worden sein, mag dort manch Urteil vorkommen, das unter den Fachexegeten bis zum heutigen Tag umstritten ist – dem damaligen Anfänger leuchtete der Ansatz ein. Vielfach bestimmte er den späteren Blick auf die biblischen Schriften.

Und auch der erste große Teil der Studie, „Leben und Wirken“ des Paulus, übte eine nachhaltige Wirkung. Souverän und umfassend ist Bornkamms Darstellung der jüdischen Herkunft und Umwelt, der paulinischen Vita vor und nach Damaskus, selbstverständlich auch der Lebenswende selbst. Eine ganze Reihe der dort aufgeführten *topoi* lässt auch heute noch nicht in Ruhe. Das Un-

durchdringliche der „Bekehrung und Berufung“ selbst, das wohl den Grund legte zu meiner späteren Beschäftigung mit Konvertiten. Aber auch Einzelfragen, wie die Tatsache, dass Paulus nach seiner Kehre eineinhalb Jahrzehnte (!) lang als Missionar fernab von Jerusalem wirkte, in Arabia seine ersten Versuche unternahm, das Evangelium zu verkünden. Diese Zeit umfasst etwa das Dreifache der späteren Jahre, aus denen die paulinischen Briefe stammen – und gerade über diese Periode, so dicht an Damaskus, weiß die Wissenschaft kaum Sicheres zu berichten. Behutsam formuliert der Exeget im Blick auf die knappen Andeutungen der Briefe und der *Acta*: „Wir haben darum anzunehmen, auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt ist, dass Paulus in diesem Gebiet des heutigen Staates Jordanien bereits das Evangelium verkündigt hat. Nennenswerte Erfolge sind ihm freilich dort offenbar versagt geblieben. Er selbst kann von keiner Gemeindegründung berichten, und sicher nicht zufällig weiß die Apostelgeschichte von dieser ersten Missionszeit nichts mehr.“ Dieses Zögern, das *Ignoramus et Ignorabimus*, erschien und erscheint mir so verstörend wie redlich. Zugleich ist es weit mehr als das Eingeständnis eines Schriftgelehrten, der an einem spezifischen Punkt nicht wirklich weiterkommt. Es ist das *Signum* der Theologie, der historischen wie der systematischen, dass ihr beharrliches Fragen nur Stückwerk zutage fördert, der Fragende im besten Falle geistreiche Bruchstücke in seinen Händen hält. Paulus selbst war ein Virtuose in der Entfaltung dieser Einsicht. „Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse...“, heißt es an einer wirkungsmächtigen Stelle (1. Kor. 13,12) Mit dem Klang dieses Wortes wie mit seiner Fortsetzung wird früher oder später jeder Theologe, jeder ernsthaft Suchende, konfrontiert.

Im zweiten Hauptteil, in „Botschaft und Theologie“, wird es in der Tat theologischer, auch protestantischer. Bornkamm lässt keinen Zweifel daran, dass für ihn in der Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben die Mitte der paulinischen Theologie erreicht ist. Mag die Verkündigung des „irdischen Jesus“ andere Spuren gelegt haben, mag

auch die „Christusbotschaft der Urgemeinde“ bei ihren sonstigen Vertretern nie zu solch schwindelerregenden reflexiven Höhen gefunden haben – für die Theologie des Mannes aus Tarsus ist diese Lehre zentral. „Sie hat dem Apostel nicht nur von seiten des Judentums Todfeindschaft eingetragen, sondern ihn ebenso in der Christenheit seiner Zeit in Verruf gebracht und zum Fremdling gemacht. Und doch ist er durch sie zum Apostel der Völker geworden und hat nicht nur die Lösung des Christentums vom Judentum heraufgeführt, sondern auch die Einheit der Kirche aus Juden und Heiden erst eigentlich theologisch begründet.“

Sehr präzise buchstabiert Bornkamm die Grundworte der christlichen Theologie des ehemaligen Pharisäers aus, erklärt dem Leser den dramatischen Blick des Paulus auf den Menschen und die Welt „in ihrer Verlorenheit“, auf das „Heilsgeschehen“ und die

„Gegenwart des Heils“, entfaltet auch seine Eschatologie und Ethik. Dass die Theologie des Paulus in nicht unwesentlichen Teilen eine „Zumutung“ darstellt, ist dem Verfasser klar. Nicht zufällig schließt seine Studie mit einem Blick auf „Paulus und Jesus“, mit der immergrünen Frage also nach Kontinuität und Diskontinuität. Und doch wissen Verfasser wie Leser, dass es ohne diese Zumutung nicht geht und dass die Beschäftigung mit Paulus einen unverzichtbaren Grundkurs des christlichen Glaubens ausmacht. „Mit seinen Ecken und Kanten sprengt er Klischee und Rahmen jedes Heiligenbildes. Nichts anderes aber wird in alledem sichtbar als die Wahrheit seines eigenen Wortes: ‚Wir haben aber diesen Schatz in tönernen Gefäßen‘ (2. Kor. 4,7). Eins ist so wahr wie das andere: in tönernen Gefäßen – den Schatz.“

■ Christian Heidrich
Dr. theol., Theologe und Publizist



Erinnerung, Emotion und Exzess

Festkultur im Umbruch

19. – 21. März 2007

**Burg Rothenfels
am Main**

Veranstalter

Die Tagung wird veranstaltet vom Verein „Kultur – Liturgie – Spiritualität. Interdisziplinäre Vereinigung zur wissenschaftlichen Erforschung und Erschließung des christlichen Gottesdienstes“ in Zusammenarbeit mit dem Seminar für Liturgiewissenschaft (FB 01) der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz

**Seminar-
termin
2007**

wieder gelesen – Dietrich Bonhoeffer

Gibt es religionslose Christen?

Dietrich Bonhoeffers Brief vom 30.4.1944 aus der Haft in Berlin-Tegel an seinen Freund Eberhard Bethge¹

Bonhoeffers Brief vom 30.4.1944 ist der programmatische Ausdruck einer neuen theologischen Suchbewegung, die er noch in der Gefängniszelle von Berlin-Tegel etwa ein Jahr nach seiner Verhaftung am 5.4.1943 begann.²

„Was mich heute unablässig bewegt, ist die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus heute für uns eigentlich ist. Die Zeit, in der man alles den Menschen durch Worte – seien es theologische oder fromme Worte – sagen könnte, ist vorüber; ebenso die Zeit der Innerlichkeit und des Gewissens, und das heißt eben die Zeit der Religion überhaupt. Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen; die Menschen können einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein (WE 132). Wie kann Christus der Herr auch der Religionslosen werden? Gibt es religionslose Christen? (...) Wie sprechen wir von Gott – ohne Religion, d.h. eben ohne die zeitbedingten Voraussetzungen der Metaphysik, der Innerlichkeit etc. etc.“ (WE 133)

Bonhoeffers Briefe aus der Haft wurden mir vor gut zwanzig Jahren im ersten Semester meines Theologiestudiums zugemutet. Ein systematischer Grundkurs sollte uns über Bonhoeffers Projekt einer „religionslosen Interpretation“ des Christentums in das Studi-



Dietrich Bonhoeffer

um der Theologie einführen. Neben den Briefen wurde uns Anfängerinnen und Anfängern auch Bonhoeffers „Entwurf einer Arbeit“³, eine Skizze zur zeitgenössischen Lage des christlichen Glaubens, zur weiteren Ausarbeitung anempfohlen.

Die Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft haben für mich bis heute nichts von ihrer damaligen Faszinationskraft verloren, auch wenn ich viele der in ihnen angesprochenen Themen heute in einem anderen Licht sehe. Dem theologischen

Anfänger wurde an den Briefen die Bedeutung des (Lebens-)Ortes für das Theologietreiben deutlich: In einer Situation ständiger Lebensbedrohtheit gewinnt Bonhoeffers Stil des Theologisierens etwas ungeheurer Elementares und Gedrängtes. Die fundamentalen Fragen der Theologie werden auf dem Hintergrund der eigenen dramatischen Erfahrungen von Widerstand und Ohnmacht quasi von vorn und wieder neu gestellt.

Das Fragmentarische und Suchende in Bonhoeffers Briefstil machte mir deutlich, dass Theologie nicht wie andere Wissenschaften als „System“ abgeschlossen werden kann. Sie kann sich gegen historische Umbrüche und biographische Widerfahrnisse weder immunisieren, noch kann sie sie in ihrer eigenen Reflexion unbeachtet lassen. Die Intensität des Bonhoefferschen Fragens verbot jede Art eines bloß distanziert historischen Umgangs mit seinen Texten. Sie wollten und mussten als ein Vermächtnis gelesen werden.

Schließlich machten die Briefe wie in einem Brennglas deutlich, wie sehr die eigene Lebenspraxis und der eigene Lebensentwurf eines Theologen/einer Theologin mit dem Gegenstand seiner/ihrer Wissenschaft verflochten sind. Eine realistische Analyse der eigenen Zeit- und Lebensumstände sowie

¹ Auszüge der Briefe an Eberhard Bethge vom 18.11.1943 bis zum 23.8.1944 sind in den vom Adressaten herausgegebenen Band, Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, Gütersloh 1983 S. 12 eingegangen. Zitiert wird nach diesem Band mit dem Kürzel „WE“ und Angabe der Seitenzahl.

² Vgl. dazu den „Exkurs“ von Bethge, Eberhard, Dietrich Bonhoeffer. Eine Biographie, München 1994, S. 958 – 1000.

³ Vgl. Bonhoeffer, WE 190 – 195.

eine engagierte Zeitgenossenschaft ergaben sich aus Bonhoeffers theologische Option für die „vorletzten Dinge“, die sich nicht zuletzt einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Alten Testament verdankte. Der Optimismus, mit dem Bonhoeffer in seinem letzten Lebensjahr Phänomene von Säkularität und Moderne in seinen theologischen Entwurf aufnahm, übertrug sich auf den Leser seiner Briefe. Sie waren zugleich Zeugnis eines lebenstauglichen Glaubens, der dem Autor auch noch im vordergründigen Scheitern gegenüber den Repressionen eines menschenverachtenden Regimes Würde, Tatkraft und Hoffnung verlieh.

Der Versuch, Bonhoeffers fragmentarische Entwürfe und theologische Suchbewegungen am Ende seines (viel zu kurzen) Lebens als eine Art Einstieg in die theologische Ausbildung zu wählen, schien mir im Rückblick manchmal wagemutig, ja vermessen und zwar sowohl wegen der Größe des Gegenstandes als auch aus Respekt vor der Person und dem Werk Dietrich Bonhoeffers.

In der programmatischen Vermittlung seiner Theologie schwang sicherlich auch einiges an politischem, vielleicht sogar an ideologischem Pathos mit, dem ich heute reserviert gegenüber stehe. Die Auseinandersetzung mit Bonhoeffer war getragen von dem (Selbst-)Bewusstsein, „moderne“ Theologie zu treiben, die sich von einer noch nicht näher bekannten „traditionellen“ Theologie absetzte. Manch einem genügte wohl auch die bloße Emphase des Fragments. Man glaubte, mit Hinweis auf die eigene Biografie als Ort der Theologie sich die Anstrengung des Begriffs ersparen zu können und schürte Resentiments gegen eine gründliche systematische Reflexion, wie sie eher in der „traditionellen“ Theologie beheimatet zu sein schien.

Gleichwohl geben mir die Texte Bonhoeffers bis heute zahlreiche wertvolle Anstöße, für

eine immer wieder neu zu bedenkende Ortsbestimmung von Theologie und Kirche in der Moderne. Dass diese Ortsbestimmung sich nicht nur reflexiv und akademisch zu vergewissern, sondern ihre Verantwortung in konkreten lebensweltlichen Bezügen zu suchen hat, ist noch immer am Lebensweg Dietrich Bonhoeffers vom Christen zum Zeitgenossen zu lernen. Die Frage, wie und an wessen Geschick der Christ auch jenseits von Theologie und Kirche teilhat, bleibt gerade in Zeiten, in denen eine öffentliche Debatte über die Rolle der Religion(en) in der Gesellschaft vehement geführt wird, hochaktuell.

Damit komme ich zum Thema des Briefes vom 30.4.1944. Die Zeit der Religion(en) scheint keineswegs vorüber, ja sie scheint im 21. Jahrhundert erst angebrochen zu sein. Macht Bonhoeffers Rede von „einer völlig religionslosen Zeit“ heute noch Sinn? Sie ist angesichts einer unüberschaubaren „Wiederkehr“ unterschiedlichster religiöser Phänomene sicher zu korrigieren und zu differenzieren. Dass es neben einer Wiederkehr der Religion(en) auch echte Religionslosigkeit gibt, sollte dabei nicht vergessen werden.⁴

Kann damit sein Projekt einer „religionslosen Interpretation“ des Christentums, das einer weltlichen Gottesrede zugrunde liegt, auch zu den theologiegeschichtlichen Akten gelegt werden? Ist dieses Projekt obsolut geworden angesichts einer vielleicht auch problematischen Selbstsäkularisierung der Kirchen?

Ich meine nicht. Zwar lese ich Bonhoeffers Entwürfe heute weniger als religionskritisches Programm. Sein Grundanliegen aber, die Welt als theologischen Ort zu begreifen, die Transzendenz Gottes mitten im Diesseits („Gott ist mitten in unserem Leben jenseitig“, WE 135) und damit am Mitmenschen selbst zu erfahren, bleibt für die theologische Reflexion wie für die gläubige Praxis der Christen eine wichtige Aufgabe. Er macht mich darauf aufmerksam, dass Gott eben nicht nur an den Bruchlinien der Biografien zuständig ist, sondern auch da, wo menschliches Leben gelingt und Erfolge feiert.

⁴ Vgl. Eberhard Tiefensee, *Homo areligiosus. Eine relativ junge und noch regional begrenzte Species*, in: *Lebendiges Zeugnis* 56 (2001), S. 188 – 203

wieder gelesen – Dietrich Bonhoeffer

Unzeitgemäß erscheint Bonhoeffers „religionslose Interpretation“ des Christentums zunächst, wenn heute besondere religiöse Erfahrungen und sakrale Räume als bevorzugte Orte der Glaubenskommunikation wieder an Bedeutung gewinnen. Er hätte für eine Zukunft des Christentums wohl weniger auf Vollzüge der Innerlichkeit oder religiöse Events, sondern eher auf die diakonische Seite des Christentums gesetzt. Sein Kulturoptimismus, an dem er trotz der politischen Ohnmacht des damaligen Kulturbürgertums zwischen 1933 und 1945 bis zum

Schluss festhielt, ist heute gefragt, wenn Religion eher als seichtes Wellnessprogramm daherkommt oder, gerade umgekehrt, eher aggressiv als modernitätskritische Gegenkultur zur westeuropäisch geprägten Säkularität in Stellung gebracht wird.

Auch heute würde ich die Theologie wieder mit den Fragen, die Bonhoeffer 1944 stellte, beginnen wollen.

■ Frank Meier-Hamidi
Dr. theol., Dozent an der Katholischen Akademie Franz Hitze Haus Münster

Seminar-
termin
2007



Sizilianische Nächte

Südtalienische Tänze
des Cinquecento

20. – 22. April 2007

Burg Rothenfels
am Main

Referenten:

MARKUS LEHNER studierte historischen Tanz bei Lenchen Busch, Barbara Sparti, Julia Sutton, Deda Colonna, Lieven Baert, u.a. und wirkte bei zahlreichen Aufführungen mit. Seit 1984 unterrichtet er historischen Tanz mit dem Schwerpunkt Renaissance.

Seine Tätigkeit im Bereich der Tanzforschung führte 1997 zur Veröffentlichung des „Manual of Sixteenth-century Dance Steps in Italy“. Seit 1995 bietet er auch regelmäßig Seminare an, die sich besonders mit der Rekonstruktion von historischen Tänzen befassen. 2004 organisierte er das 1. Rothenfelder Tanzsymposium „Morgenöte des Barock“ – Tanz im 17. Jahrhundert.

ANGELIKA OERTEL-BEUSE studierte Laute an der Musikhochschule Würzburg bei Prof. Dieter Kirsch und an der Schola Cantorum Basiliensis in Basel bei Hopkinson Smith. Historischen Tanz lernte sie bei Lenchen Busch, die sie auf zahlreichen Tanzseminaren und -konzerten als Lautenistin begleitete. Sie sammelte vielfältige Erfahrung als Tänzerin, Tanzlehrerin und Tanzmusikerin. Neben ihrer internationalen Konzerttätigkeit sei ihre CD-Einspielung „Dolce Amoro Foco“ – italienische Tänze von Caroso und Negri“ besonders erwähnt.

wieder gelesen – Bernhard Welte

Meditation unerbittlicher Fragen

Bernhard Weltes Auseinandersetzung mit dem Atheismus

„Was aber soll das sein, was nicht Seiendes ist und also überhaupt nicht ‚ist‘? Etwa nichts? Nichts im Sinne einer leeren Nichtigkeit scheint es auch nicht zu sein. Denn könnte ein leeres, nichtiges Nichts uns so betreffen? [...] Könnte es die Erstaunlichkeit und Befremdlichkeit des Seins so steigern? Was blickt uns also hier aus der Ferne anwesend an, wo die Frage aufsteht: Warum ist überhaupt etwas und nicht Nichts? Was ruft uns da, alles Seiende hinter sich zurücklassend, an, ihm zu folgen? [...] Es ist so etwas wie ein erster Umriss des Umrisslosen, weil Grenzenlosen und Unendlichen in den Blick gekommen. [...] Damit so etwas wie ein erster Umriss dessen, was in der Sprache der Religion der lebendige Gott genannt wird.“

Bernhard Welte, Die philosophische Gotteserkenntnis und die Möglichkeit des Atheismus, in: Concilium 2 (1966) 399 – 406; wieder in: Zeit und Geheimnis. Philosophische Abhandlungen zur Sache Gottes in der Zeit der Welt, Freiburg 1975, 109 – 123.

Es ist nur ein kurzer Text, ja im Grunde war es nur ein Auszug von 164 Zeilen, vom Religionslehrer auf zwei Seiten zusammenkopiert und mit Zeilennummern in Fünferschritten versehen, der dazu beigetragen hat, die in mir entfachte Begeisterung für die Theologie in ein Studienziel umzusetzen.

Der Religionsphilosoph Bernhard Welte fasst in ihm in ungemein verdichteter, eindringlicher Form seine Deutung der Essenz der Versuche eines Gottesbeweises zusammen, wie



Bernhard Welte

sie in der Geschichte des Denkens unterschiedlich unternommen wurden, und legt diese gewissermaßen existentiell aus: Der Mensch, der sich dem Fragen bis an die Grenzen des Denkbaren mit letzter Konsequenz widmet, wird sich selbst zur Frage, die ihn nicht mehr loslässt. Dabei stößt er an einen Punkt, über den zwar inhaltlich kaum noch etwas ausgesagt, der aber auch nicht einfach ignoriert werden kann. Wenn überhaupt, so hier, so lässt sich mit dem Philosophen Emmanuel Levinas formulieren, ist ein Ort gefunden, an dem Gott ins Denken einfällt. Ich habe den Text in und zwischen jenen Schulstunden – in 45 Minuten war er nicht zu besprechen – immer wieder und mit steigender Faszination gelesen, später wiederholt bei der Vorbereitung auf die Abiturprüfung und abermals im Theologiestudium parallel zu den Vorlesungen Theologische Propädeutik und Christliche Religionsphilosophie – dann freilich auch einschließlich der Lektüre der „Religionsphilosophie“ von Welte, in der die Gedanken breiter ausgefaltet werden.

Der kleine Text hat mich seinerzeit nachhaltig beunruhigt. Er hat mir jene Möglichkei- ►

wieder gelesen – Bernhard Welte

ten des Denkens gezeigt, über die man auch erschrecken kann. Gleichzeitig aber ist mir klar gewesen, dass es für jemand, der am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts glauben will, redlicherweise kein Zurückweichen vor solchen radikalen Fragen geben darf. Welte stellt sie unerbittlich, zugleich führt er aber auch seine Leser mit sanfter Hand.

So wie der Text selbst, ganz im Sinne der „Philosophischen Meditationen“ von René Descartes eine Meditation ist, zwingt er seinen Leser, ihn immer wieder langsam durchzugehen, Satz für Satz zu studieren, das Gesagte nachzudenken und zu bedenken. Am Ende des Gedankengangs – freilich erst nach mehrmaligem Lesen und abermaligem Innehalten – stand dann auch für mich die Erkenntnis, dass der christliche Glaube dem Denken, dem Fragen und dem Zweifel, auch in seiner radikalsten Form, standzuhalten vermag und Antworten bereit hält, die, so bescheiden sie auch sein mögen, zumindest nicht weniger durchdacht sind als die Argumente der größten Skeptiker. Das war, gerade in den Jahren des größten Fragedrangs und Wissensdurstes, in der sich der Text zwangsläufig in unterschiedlichen Lebenssituationen zu bewähren hatte, für mich eine zentrale Motivation, das Studium der Theologie aufzunehmen und dann auch voranzutreiben. Macht nicht die Fähigkeit zum radikalen Fragen, die Lust an der Beschäftigung mit den letzten Fragen, auch die Größe des Menschen aus?

Auch im Nachhinein haben sich die vielen, vielen Stunden, die ich mit dem Wiederkauen dieses Textes und dadurch mit dem Meditieren der Grenzen des Denkens verbracht habe, mehr als ausgezahlt – auch wenn sich die Themen verändert haben.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat sich die gesellschaftliche Situation grundlegend gewandelt. Die Auseinandersetzung mit der Religionskritik und dem Atheismus hatte damals schon ihren Höhepunkt überschritten. In einer Zeit, in der die „Renaissance der Religion“ zur Debatte steht, haben sich die Gewichte zwischen Verächtern und Verfechtern der Religion deutlich verschoben. Aufgrund des Abbruchs christlicher Traditionen

und Selbstverständlichkeiten ist am Beginn des 21. Jahrhunderts jedoch eher drängen geworden, dass die theologischen Begründungsleistungen weiter reichen, als nur Leerstellen zu umreißen, angesichts derer die Gottesfrage nicht zwangsläufig verstummen muss. In einer zunehmend globalisierten Welt mit ihrer diffusen und vielgestaltigen Religiosität muss man heute bei der Erläuterung des christlichen Glaubens einen größeren Akzent auf das Unterscheidend Christliche legen, als es Welte getan hat, für den Religion oft genug nur ein Synonym für „christlicher Glaube“ war. Nicht zuletzt die deutlich gestiegene Aufmerksamkeit für kulturelle Ausdrucksformen, Bilder, Filme und Musik mit ihren Botschaften, angesichts derer sich christliche Überzeugungen behaupten müssen, läßt die philosophische Klarheit und Strenge, wenn man so will: Weltenthobenheit dieses Gedankengangs fast schon als anachronistisch erscheinen.

Der Nachweis jedoch, dass Glaube und Vernunft sich nicht widersprechen, dass sich der Glaube zu allen Zeiten selbstbewusst auf das Forum der Vernunft begeben darf, ist heute nicht weniger wichtig geworden. Mit seinem phänomenologischen Stil, der durchaus aufmerksam für gesellschaftliche Entwicklungen war, hält Welte weiterhin Inspirationen für die heute in Theologie und Kirche so dringende Zeitdiagnostik und Kulturhermeneutik aus christlicher Perspektive bereit. Umso bedauerlicher ist es, dass Bernhard Welte nur noch wenig gelesen wird.

■ Stefan Orth
*Dr. theol., Redakteur der Herder Korrespondenz,
zuständig für Theologie, Kultur und Kunst*

wieder gelesen – Joseph Bernhart

Die Wunde Natur

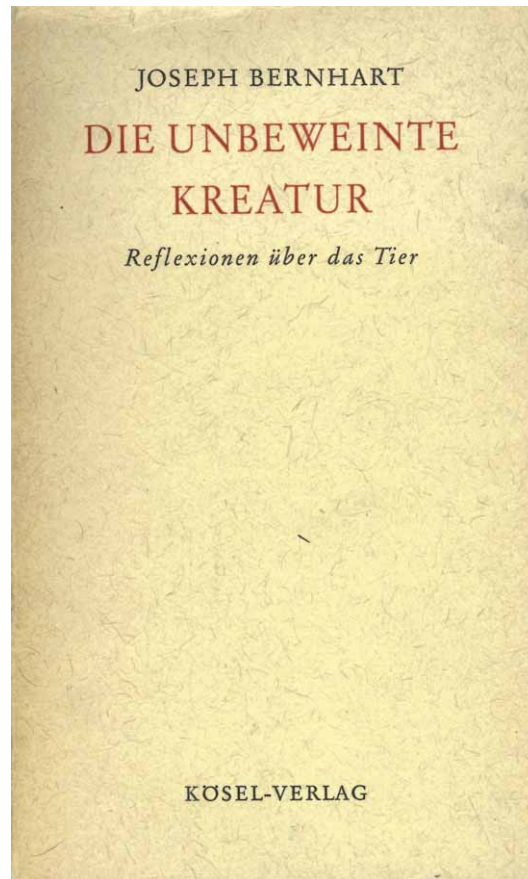
„(...) der Schmerz des Tieres in seiner Unschuld (den der Mensch nach Kräften verhüten soll, weil auch ihm ein Heilandsamt nach seiner Weise aufgetragen ist), ja eben dieser Schmerz des Unteren, dieser Schmerz an sich, dem nicht Glaube, Hoffnung und Liebe zu Hilfe kommen, ist der reinste Aufschluss über das der Schöpfung eingezeichnete Kreuz.

Im Bilde eines vom Todesstreich getroffenen Tieres wird uns Christus als die Sinnmitte des ganzen Weltbestandes hingestellt, in aller Schöpfung ist ein ‚Zusammenstöhnen‘ nach der Befreiung (...). Wie aber das Lebendige alles im Klagen sich zusammenfindet, so soll und wird das Erlösungswerk das kosmische Ganze ergreifen.“

Joseph Bernhart, *Die unbeweinte Kreatur. Reflexionen über das Tier* [1961], neu hrsg. v. Georg Schwaiger, Weissenhorn 2. Auflage 1987, S. 229f.

Wie bei vielem, das uns nie mehr loslassen wird, ist es kindliche Neugierde, die am Anfang steht: Ob denn wohl auch Tiere in den Himmel kommen können. Zugrunde liegt ihr das frühe Empfinden für eine magische Einheit der Welt. Wie im Märchen erscheinen aus dieser Perspektive unsere Mit-Kreaturen gleichsam als Wesen im Zustand der Verwunschenheit. Auf Reflexionsniveau gebracht fand ich derlei später in Günther Anders' von der Kritik am „anthropologischen Größenwahn“ unterfütterten Frage, weshalb Gott sich den Tieren versage – wörtlich heißt es bei ihm maliziös: „Warum missgönnt er sich ihnen. Si esset?“

Gottes Gegenwart, seine Gerechtigkeit, der Stachel der Kontingenz, unsere Stellung in und unser Verhältnis zu der Natur, Eigenwert und Würde der außermenschlichen Lebenswelt: Das alles schwingt in dieser genuin theologischen Thematik mit, welche von der akademischen Zunft üblicherweise gleichwohl vernachlässigt wurde. Jene Ausnahme, die ich schließlich entdeckte, kommt (wie könnte es anders sein) mit Joseph Bernhart ihrerseits von einem Außenseiter. Dessen



Alterswerk „Die unbeweinte Kreatur“ war bemerkenswerterweise längst zur Stelle, bevor die ökologische Betroffenheit in den 80er Jahren um sich griff – mehr oder weniger folgenlos, wie wir angesichts der Irreversibilität des Klimawandels heute wissen –, und es überbot sie in seinem Ansatz bei weitem. Überdies wird in dem schmalen Buch, das aus 5 Kapiteln besteht (eigentlich selbständigen Essays), auf faszinierende Weise Theologie betrieben.

Der schwäbische Intellektuelle (1881 - 1969), von dem, fürchte ich, die Studierenden heute gänzlich verschont bleiben, ordnete sich selbst – nicht untypisch für die großen Repräsentanten des deutschen *renouveau catholique* in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – dem Feld zwischen Religion und Kultur zu, „halb Poet und halb Gelehrter“. Was ihn herausfordert, ist das Leiden einer unerlösten Natur, welches als „bare Qual ohne Sinn und Zweck“ erscheint, schuldlos

in ihrem So-sein-müssen und ohne die Bewältigungsmöglichkeiten, die dem Menschen immerhin zu Gebote stehen.

In diesem Zusammenhang fordert er von der Theologie zunächst jene produktive Grenzüberschreitung, die unterschiedliche Erkenntniswege aufeinander zu beziehen vermag: Rezeption der Erfahrungswissenschaften sowie ihre philosophische Durchdringung. Der Versuch wechselseitiger Erhellung kennzeichnet auch sein grundsätzliches Interesse, „uns am Tier, das Tier an uns (zu) verstehen“, was nachgerade auf eine Geschöpflichkeits-Zwillingsschaft hinausläuft, da „die menschliche Situation (...) von der animalischen nie zu trennen ist“.

Ethische Konsequenzen sind mithin unausweichlich. So mahnt Bernhart dem Tier gegenüber das Üben „wahrer Gerechtigkeit“ an, in dem jede „Kultur“ eigentlich bestehe. Dieser Appell gewinnt an Schärfe im Zeitalter industrieller Verwertung, genetischer Manipulation und Ausrottung von Tieren, was alles zugleich ein Menetekel für den Zustand des Menschen darstellt. Ebenso nüchtern wie bitter bilanziert der Autor, wie fern man noch von „den billigen Geboten einer humanen Natur“ sei. Mit Sentimentalität (die im Gegenteil ganz ausdrücklich der Kritik unterzogen wird), hat das nichts zu tun. Wohl aber erinnert Bernhart daran, dass christlicher Glaube sich auf die Erneuerung nicht exklusiv des Menschen, sondern der gesamten Schöpfung richtet.

Auch wenn er – wozu sich übrigens vielfache Parallelen in der aktuellen philosophischen Diskussion dingfest machen lassen – dem Tier eine Form von Geist zuspricht, ebenso die Fähigkeit zu „sinnvollem Tun (...) innerhalb seiner Eigenwelt“ (144), auch wenn er Formen der Individualität selbst bei den niederen Arten findet, bleibt es letztlich doch eine „unzugängliche“ Wirklichkeit (77). Damit aber eignet ihm Verweischarakter auf einen Größeren. Gegenläufig zu unserer verbreiteten Neigung nämlich pocht Bernhart auf die „Uneigentlichkeit alles Sagens von Gott“, der uns „fremd“ ist. Die Rede vom „schweren Glauben“ an ihn, welche sich den menschlichen Bedürfnissen verweigert, bezieht implizit Argumente der Religionskritik

ein, die nicht einfach fideistisch, funktionalistisch oder ordnungsrational überspielt werden können.

Wichtigster Grund solcher Anstrengung ist die Theodizee-Frage, eben jenes „Grauen in der Natur“, von dem unser Nachdenken über Gott nicht zu trennen ist. Bei der Relektüre hatte das Buch für mich inhaltlich eben auch deshalb keinen Staub angesetzt, weil sein Verfasser den Sinn des religiösen Menschen für unauflösbare Spannungen, ja Abgründe behalten hat und sie aushält. Hier, und nicht etwa im Gestus, als ob die Wahrheit ein für allemal versiegelt wäre, greift jenes Paradox, auf das es ihm ankommt: „Eine Welt, mit der wir nicht fertig werden können, bewahrt uns auch davor, mit Gott selber fertig zu werden.“ Dem Geist solcher (im Wortsinne!) existentiellen Leidenschaft verdankt sich ein weiterer Satz, dem ich keinen zweiten aus der mir bekannten Theologie der letzten Jahrzehnte zur Seite stellen würde: „Religion beginnt im Ernste doch erst dort, wo aller Grund vorhanden scheint, sie aufzugeben.“ Die Fähigkeit, sich produktiv irritieren, ja erschüttern zu lassen, ist also wesentlich Aufgabe der Theologie. Zumindest sollte sie das Bewusstsein für die Zumutung wach halten, welche jeglicher Hoffnung inne wohnt.

Die von Empathie grundierte Nachdrücklichkeit solcher Aussagen erreicht den Leser und überträgt sich auf ihn, gleich in welcher Sprache. Grundsätzlich besteht das Problem des Redens über Religion ja in der doppelten Falle von dogmatischer Formelhaftigkeit und wohlmeinender Banalisierung. Die historisch gewordene Einfärbung seines Stils wiegt gering der Tatsache gegenüber, dass es Bernhart gelingt, beides zu vermeiden. Jenseits von Jargon und Routine, spiegelt seine Diktion akademische Distanz und (ohne jede Betroffenenheitsattitüde) inneres Vibrieren zugleich. Sie ist erkenntnistiftend und ergreifend mit einem. Was durch sie befördert wird, ist nichts Geringeres als eine Besinnung auf das Eigenste des christlichen Glaubens jenseits dessen, was gerade à l'ordre du jour sein mag.

■ Hans-Rüdiger Schwab
*Dr. phil., Professor für Kulturwissenschaften an der
Katholischen Fachhochschule Münster/Westfalen*

wieder gelesen – Georges Bernanos

Verhüllte Herrlichkeit

„Mein Gott, ich gebe Dir alles mit bereitwilligem Herzen. Nur verstehe ich nicht zu geben: ich gebe immer so, wie man sich etwas nehmen lässt. Das Beste wird sein, ruhig zu bleiben. Denn wenn ich nicht verstehe zu geben, so verstehst Du es zu nehmen ... Und doch wäre ich so gern ein Mal, ein einziges Mal, Dir gegenüber freigebig und großartig gewesen!“

Georges Bernanos, *Journal d'un Curé de Campagne* Paris 1936; deutsch: *Tagebuch eines Landpfarrers*, übersetzt von Jakob Hegner, Wien (Thomas-Verlag Jakob Hegner) 1936, S. 320.

Das einzige Gebet im „Tagebuch eines Landpfarrers“, das er unmittelbar vor seinem Sterben infolge eines Magenkrebsleidens aufzeichnet. Es lässt das Leben dieses so unheroischen Helden im Rückspiegel ansichtig werden; eines „Helden“, dessen Name (oder ist es eine liebevolle Spöttelei?) nur einmal, eher beiläufig erwähnt wird. Auf einem abgerissenen Zettel mit einer Nachricht, die ihm von einem priesterlichen Freund zugesteckt wird, erfährt man ihn: Gribouille, was man als Kritzler übersetzen könnte. Der Leser wird durch seine Kritzelei in die letzten Lebensmonate und so in das Innere eines Priesters hineingenommen, der für seine Gemeinde, fast alle seine Mitbrüder und die Kirchenleitung ein unfähiger Niemand ist. Es ist die Geschichte eines Mannes aus ärmlichsten Verhältnissen, der sich, intellektuell begabt, in Schule und Seminar hocharbeitet, Priester wird und jetzt eine kleine Pfarrei im Nordwesten Frankreichs leiten soll. Er war angetreten mit großen Idealen und Vorstellungen, mit einem großzügigen Herzen. Er wollte alles geben, doch an der Wirklichkeit



vor Ort und einer verhärteten Gemeinde zerschellen alle Träume. Gribouille selbst sieht sich als Versager, der ungeschickt agiert, durch seine Art die Menschen eher gegen sich aufbringt, als sie gewinnt, und kaum fähig ist, sein dienstliches und privates Leben zu organisieren. Alles in allem eine armselige Gestalt, dazu noch krank, ausgemergelt und hohlwangig durch sein Magenkrebsleiden, finanziell stets am Rande. Schließlich stirbt er einen armen Tod, unspektakulär, in einer schäbigen Umgebung und ohne die „Tröstungen“ der Kirche.

„... so verstehst Du es zu nehmen“: Der Landpfarrer scheint ein sich selbst Enteigneter zu sein. Wo er tiefgreifend etwas bewegt, geschieht es fast wider seinen Willen oder zumindest nicht von ihm geplant und beabsichtigt. Im Verlauf der Tagebuchaufzeichnungen wird er sich klar über seine Wirkung. In seiner Gegenwart öffnen sich Menschen mit ih-

ren tiefen Verwundungen, auch sie eigentlich wider ihren Willen. Seine Präsenz und die Worte, die er spricht, rühren die entscheidenden Motive und Themen seines Gegenübers an: tiefe Enttäuschungen, Kämpfe, Nöte, dunkle Gefühle, biographische Erblasten, durchlittene Einsichten. Alle diese Dunkelseiten kommen durch ihn ans Licht; all das, was den Menschen verstört und ängstigt, ihn bedroht und vernichten will. Vor seiner entwaffnenden Armseligkeit scheinen die anderen ihre Not nicht mehr verbergen zu müssen. Was sie vor allen bedeckt halten, wagt sich bei ihm hervor. Der Landpfarrer hat ein Gespür für das Böse, für die lebensfeindlichen Mächte, und macht sie sichtbar. Zwar löst er durch seine Begegnungen nicht alle Knoten, aber immerhin werden sie als solche erkannt und benannt. Das ist kein harmloses Unterfangen, wie die z.T. wütenden Reaktionen zeigen. In diesen Begegnungen geht es um alles, um Leben und Tod. Seine Weise der Enthüllung gleicht jedoch keiner Aburteilung, schon gar keiner Dämonisierung, vielmehr sieht Gribouille selbst unter der Grimasse des Bösen im anderen die Gnade, die er freilegen will. Er gibt niemanden auf.

Die Macht des Lebenszersetzenden, die er durch seine Ohnmacht immer wieder sichtbar macht und z.T. auch bricht, wirft ihn selbst allerdings zu Boden. Stellvertretung – das könnte ein Stichwort seines Lebens sein. Das Leiden, das durch seine Krankheit und Ungeschicklichkeit an seinem Leib sichtbar ist, scheint ihn selbst zu suchen. Er zieht den Schmerz der anderen auf sich und ist bereit für sie zu leiden. Sein Krebsgeschwür, das ihn nach und nach auffrisst, verkörpert seinen Einsatz und zugleich seine Grenze. Das Böse, dem er instinktiv die Stirn bietet, überwältigt seine Kraft. Er kann es nicht aus der Welt schaffen und geht an dem zugrunde, was er auf sich zieht, ohne dass er es aktiv gewählt hätte; erst im nachhinein sagt er ja dazu. Damit zeigt er sich als Liebender, den seine Liebe zu den Menschen leiden macht. Und gerade so vermag er einigen Menschen etwas zu geben, das er selbst am wenigsten hat: Frieden.

Gribouille selbst bleibt nämlich bis kurz vor seinem Tod ein zutiefst Beunruhigter, der nichts beschönigt: die Zustände in der Kirche, seine Glaubenszweifel, sein Ringen um das Gebet, das Scheitern, die Angst vor der unheimlichen Krankheit, seine Einsamkeit, die Schwierigkeit der Annahme seiner selbst. Er ist ein vielfach Zerschlagener, der seinen Platz schließlich unter den Leidenden findet, wie seine letzten Worte im Tagebuch zeigen: „Es ist leichter, als man glaubt, sich zu hasen. Die Gnade besteht darin, dass man sich vergisst. Wenn aber aller Stolz in uns gestorben wäre, dann wäre die Gnade der Gnaden, sich selbst demütig zu lieben als irgendeinen, wenn auch noch so unwesentlichen Teil der leidenden Glieder Christi.“¹

Eine Christusfigur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Mir selbst erscheint er immer mehr als Typos des leidenden Christus, der das Verlorene sucht. Bei allem Dunkel, das das Buch einhüllt, strahlt es in einer eigenartigen Weise: nicht österlich-triumphal, schon gar nicht rechthaberisch, aber transparent auf den je größeren Gott, der in Christus unser Leidensgefährte geworden ist und nicht einfach den breiten Graben des Karfreitags überspringt: verhüllte Herrlichkeit. Nach außen hin müsste das Leben des Landpfarrers als gescheitert gelten, die letzten Worte aber in seiner Agonie sind: „Was macht das denn aus? Alles ist Gnade.“² So lese ich Bernanos' Landpfarrer immer wieder als eine Christologie, Erlösungs- und Gnadenlehre der Moderne: menschliche Schwäche, in der Gottes Kraft erscheint; Heilung und Erlösung von Gott her, aber nicht ohne den Menschen. Dieser 70 Jahre alte Roman fasziniert mich auch, weil er eine unaufgebbare Dimension des Redens von Gott und Mensch verdichtet: beide gehen nicht auf im Einmaleins unseres Denkens und Sprechens, beide bewahren etwas unglättbar Verstörendes. Es ist nicht leicht, über Gott und Mensch zu reden.

■ Dominik Terstriep SJ
Jesuit, Studentenpfarrer an der KHG der Ludwig-Maximilians-Universität München

¹ Landpfarrer 339.

² Landpfarrer 342.

wieder gelesen – Hans Urs von Balthasar

Das Herz der Welt

„Und zuletzt bist nur noch du, das Herz in der Mitte. Und wir sind nicht, denn was gut ist in uns, das bist du, und was wir selber sind, kommt nicht in Betracht. Wir vergehen vor dir und wollen nichts sein als dein Spiegel und Fenster für unsere Brüder. Unser Untergang vor dir ist dein Aufgang über uns, unser Aufgehen in dich und dein Aufgang in uns. Denn auch unser Untergang vor dir trägt die Gestalt deines eigenen Untergangs, und auch unsere Ferne von dir in Schuld und Schande gehört uns nicht, denn du hast sie zu deiner eigenen Ferne gemacht. Die Sünde selbst hat die Form der Erlösung. So bist du zuletzt allein und bist alles in allem.“

Hans Urs von Balthasar,
Das Herz der Welt, Zürich 1945, Seite 162f.

Das Buch wurde vom „frühen“ Hans Urs von Balthasar geschrieben, vor seiner Begegnung mit Adrienne von Speyr. Darum trägt es auch nicht die Spuren ihrer Visionen und ihrer Leidensmystik an sich. Es ist ein Gespräch mit Jesus auf 164 Seiten, ein spiriruell-theologischer Text. Ich begegnete ihm zu Beginn meines Theologiestudiums, und ich darf wohl sagen, dass dieses Buch meinen Lebens- und Berufsweg in der Kirche begleitet, mich in meiner Lektüregeschichte am meisten bewegt hat.

Hans Urs von Balthasar hat darin eine Sprache gefunden, die aus innerstem, ernsthaftestem Suchen und Finden entstanden ist und die eine unverbrauchte Gestalt hat. Diese Sprache ist zutiefst ehrlich und nicht durch an sich begreifliche Hemmungen entstellt. Es bedurfte eines großen Mutes, sein eigenes Herz so ungeschützt zu entblößen. In vielfachen Zugängen umkreist dieses Buch, sich



immer mehr dem Zentrum nähernd, Jesus von Nazaret, und es gelingt ihm, dessen Faszination in einzigartiger Weise zum Leben zu bringen.

Die Sprache ergreift besonders dadurch, dass sie die Kleinheit, Kleinlichkeit und Armut des zu Jesus sprechenden Menschen so radikal wie möglich ausspricht, aber nicht, um den Menschen moralisch zu vernichten und zu kriechender Demut zu zwingen. Dagegen steht eben die völlige Einheit (Unio mystica) des betenden

Menschen mit Jesus, dessen Aufgang zugleich Untergang und Erlösung ist.

Von zwei Typen damaliger religiös-theologischer Literatur unterscheidet sich diese Sprache. Sie lässt Jesus nicht edel-ästhetisch im Goldrahmen der Ikone stehen, und sie legt ihn nicht auf den Seziertisch theologischer Attribute und Distinktionen. Das machte die Faszinationskraft dieses Buches vor 60 Jahren aus. Unter bestimmten Voraussetzungen ist diese Faszination noch immer lebendig. Einige dieser Voraussetzungen seien kurz benannt.

Der Text überwindet die narzißtische Aufmerksamkeit für das eigene Ego, das Umkreisen von Techniken und Methoden zum Erlangen von religiösen Erlebnissen und „Gotteserfahrungen“. Er spricht auch von der Kirche, unter der damals geläufigen Formulierung von Brüdern, wo man heute „Geschwisterlichkeit“ sagen müsste. Aber er sieht die Kirche immer nur im bescheidenen, ja ganz minderen Dienst. Weder die Konzentration auf hohe, devot verehrte Amtsträger

wieder gelesen – Hans Urs von Balthasar

noch die Weinerlichkeit des Leidens an konkreten Erscheinungsformen der Kirche finden irgendeine Stütze in diesem Text.

Mir scheint, dass dieses Buch gerade im Hinblick auf „priesterliche Spiritualität“ bleibende Aktualität besitzt. Die Entscheidung für lebenslangen Dienst im Amt für andere muss in die Sackgasse und in tödliche Krise geraten, wenn ihre Motive Selbstverwirklichung oder gar gesellschaftliches Prestige waren. Hans Urs von Balthasar spricht vom Untergang solcher Motive und letztlich vom Untergang des „Ich“ als Bedingung für das einzige, was am kirchlichen Amt erstrebenswert ist: Spiegel und Fenster für andere zu sein.

Es ist heute nicht an der Tagesordnung, von Schuld und Sünde im privaten Bereich zu sprechen. Die sozialen Sünden der großen Ungerechtigkeiten, der Missachtung und Entehrung der menschlichen Würde kommen in diesem Text wohl zu kurz. Aber die geheimen Irrwege falscher Selbsteinschätzung, von Rechthaberei und Geltungssucht, vom Karrieredenken ganz zu schweigen, existieren nach wie vor, und sie werden hier entlarvt und enthüllt, zum Bewusstsein gebracht



Hans Urs von Balthasar

als Vorbedingung für Umkehr und Vergebung.

Auch in dieser Situation ist ein Mensch, wie der Text eindringlich sagt, von Jesus nicht distanziert oder sogar verlassen. Nahe bei Paulus, für den Gott Jesus zur Sünde gemacht hat, sagt der Text, wie sich Jesus inmitten der Sünde finden lässt. Ein wichtiges Wort ist das oben zitierte „Zuletzt“. Der Weg des Buches besteht nicht von Anfang an im Finden, in fertigen Antworten. Er

führt an ein Ende, das möglicherweise das Ende des eigenen Lebens ist. Das Leben war gelungen, wenn Jesus als das „Herz in der Mitte“ dieses Lebens entdeckt ist.

„Priesterliche Spiritualität“ steht und fällt mit der Liebesbeziehung zu Jesus und nicht mit einer „Christusrepräsentation“ im „Gegenüber“ zur Gemeinde. Davon spricht jede Seite dieses Buches. Sollte die Kraft, Menschen dafür sensibel zu machen, heute verloren sein, dann wäre das in der Tat ein Verlust mit katastrophalen Folgen für Glauben und Kirche, aber es wäre nicht die Schuld dieses Textes.

■ Herbert Vorgrimler
*Dr. theol., Prof. emeritus für Dogmatik an der WWU
Münster/Westfalen*

Seminar-
termin
2007



Abraham und „Abraham“

Der „Vater des Glaubens“ im Konsens
und Dissens der Religionen

mit Prof. Dr. Manfred Görg

4. – 6. Mai 2007

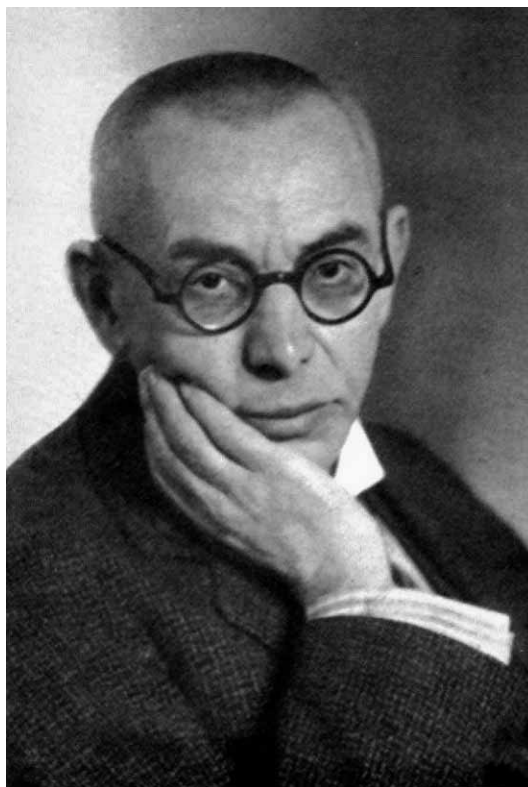
Burg Rothenfels
am Main

wieder gelesen – Peter Wust

Zauberschlüssel zur Weisheit des Lebens

„Und wenn Sie mich noch fragen sollten, bevor ich jetzt gehe und endgültig gehe, ob ich einen Zauberschlüssel kenne, der einem das letzte Tor zur Weisheit des Lebens erschließen könne, dann würde ich Ihnen antworten: „Ja-wohl“. – Und zwar ist dieser Zauberschlüssel nicht die Reflexion, wie Sie es von einem Philosophen vielleicht erwarten möchten, sondern das Gebet ... Die großen Dinge des Daseins werden nur den betenden Geistern geschenkt. Beten lernen aber kann man am besten im Leiden“

Peter Wust
(Gesammelte Werke,
Bd. VII, 339f).



Peter Wust

Dieser Text stammt aus dem Abschiedswort von Peter Wust (1884-1940) an seine Schüler. Er begegnete mir als jungem Philosophiestudenten im Rahmen einer Vorlesung über Existenzphilosophie. Was mich an ihm hellhörig machte, das war die Offenheit und Ungewöhnlichkeit, mit der hier im traditionellen Sinn höchst verschiedene Welten und Bereiche wie Leben, Reflexion oder Denken, Beten und Leiden nebeneinandergestellt und in Zusammenhang gebracht werden. Ihre Zusammengehörigkeit kam mir nicht nur fremd, sondern auch äußerst herausfordernd vor. Soll man sagen, wie sich diese Herausforderung bemerkbar machte, dann kommt mir kein besserer Hinweis als auf den ihr eigenen Fragecharakter in den Sinn. Die Fragen, die der Text auslöste, waren alles andere als rein akademischer, theoretischer oder hypothetischer Art; sie waren schlichtweg echt, im Leben und Denken verhaftet. Es war ihre Natur, dass sie nicht unbedingt auf eine Antwort oder Lösung pochten. Mein Eindruck war vielmehr, dass sie gleichsam im Leben bzw. Glauben als bereits vorhandene steckten und darauf warteten, wahrgenommen zu werden und dasein zu

dürfen. Was mir damals eher schemenhaft bewusst wurde, war die Ahnung, dass es so etwas wie ein Denken und Glauben „in der Gestalt der Frage“ geben kann. Darin ist nicht bloß eine Möglichkeit angedacht, sondern eine Dimension Wirklichkeit tangiert. Das, was sich auf diese Weise abzeichnen begann, war ein Denken oder Theologisieren „im Stil der Frage“, womit weniger eine Methode als eine Einstellung, eine Voraussetzung oder ein Weg bezeichnet werden soll. Es liegt auf der Hand, dass ein solches Denken seine Hand immer schon am Puls des Lebens, der Zeit und der Wirklichkeit hat. Als seinen geheimen Motor könnte man das Leid und in Verbindung damit die Frage der Theodizee benennen. Dabei ist keineswegs an eine pessimistische Verengung, eher an eine passive Grundstruktur des Daseins überhaupt gedacht. Ihr Sprachrohr sind die konkreten Leiberfahrungen, die sowohl das Denken wie den Glauben „in Frage“ stellen und im Zustand der Frage halten.

Die Betroffenheit, die der Text bei mir ausgelöst hat, dauerte über den Augenblick und ►

momentane Situation hinaus; sie dauert an, auch wenn sie sich verändert und vertieft hat. Sie sorgt dafür, dass er Eingang in mein Leben gefunden hat und damit in einer sublimen und subtilen Weise assimiliert wurde. Dieser Vorgang lässt sich nicht an bestimmten Fixpunkten oder Phänomenen festmachen, sondern reicht tiefer und vollzieht sich innerlicher. Er erschöpft sich nicht darin, dass die Erinnerung an den Text sich immer wieder bewusst zu Wort meldet; der Text „arbeitet“ vielmehr auf seine Art an den Wurzeln oder Gründen des Daseins und des Denkens weiter. Dieser Einfluss erstreckte sich vor allem auf das Zueinander von Denken und Beten. Denken und Denken kann sehr verschieden sein. Wir kennen und pflegen ein Denken, das sehr auf seine Autonomie und Auto-suffizienz bedacht ist. Die Folge davon ist, dass es um sich selber kreist, zum Gefangenen seiner selbst wird und in einer kalten Rationalität erstickt. Kann ein solches Denken dem Glauben gerecht werden? Tradition und Theologie sprechen von der „ratio fide illustrata“. Ein Denken, das im Sinne von P. Wust die Nähe zum „Gebet“ nicht scheut, muss keineswegs der Gefahr der Fremdbestimmung erliegen. Es wird im Gegenteil zu einem Denken, auf das etwas vom Glanz, vom Licht, von der Größe und Herrlichkeit des Gebetes fällt. Daraus kommt einem eine andere Art von Rationalität entgegen; ich würde sie als eine Rationalität bezeichnen, die „im Licht“ steht, leuchtet, wärmt und ansteckt. In dieser Eigenschaft bedeutet sie alles andere als einen Angriff oder eine Konkurrenz zur so genannten „reinen“ oder „bloßen“ Rationalität; sie geht vielmehr letzterer helfend, stärkend, sie entfaltend und ermächtigend entgegen. Es gleicht einem faszinierenden Abenteuer, in das auf diesem Weg unser Denken verwickelt wird. Darin wird es mit Einsichten, Wahrnehmungen und Möglichkeiten beschenkt, die der puren Ratio verschlossen sind und näher bei den Quellen des Lebens liegen. In der Freude des Denkens offenbart sich dessen unverkennbare und inspirierende Positivität.

Dem muss der Hinweis auf das Leiden durchaus nicht widersprechen. Es ist wichtig, dass diese Seite unseres Daseins nicht unterschlagen wird. Das Theodizeeproblem lässt sich

angesichts des apokalyptischen und globalen Ausmaßes des Leides und des Bösen, aber auch in seiner individuellen Verschärfung nicht nur nicht abschütteln, es wird vielmehr zu einem Prüfstein von Leben, Glauben und Denken. Es weist das Denken in Schranken und ruft nach der Bodenhaftung von Leben und Glauben, es nimmt sie in Verantwortung und lehrt sie eine bleibende Rücksichtnahme. Das Leiden deckt die nicht zu beseitigende Vorläufigkeit von allem auf und offenbart unsere abgründige Verlegenheit, die nach einem entsprechenden Verhalten und Umgang verlangt. Stichworte dafür sind Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Einfachheit, Bescheidenheit, Demut usw. Die Lehre, die ich daraus ableiten möchte, ist eine Disziplin des Denkens, die einem von innen her beherrschten Suchen gleicht, der Gründlichkeit am Herzen liegt und vertraut ist, die dem Gebet nicht den Rücken kehrt. Gebet selber möchte ich dabei als „geschöpflichen Grundakt“ (F. Ulrich) und damit in seinem umfassenden und reinen Sinn als legitimes Sprachrohr des Leidens verstehen. Leiden, auch fremdes Leiden, kann unser Leben und Denken unmöglich unbetroffen lassen. Es macht auf eine beiden gemeinsame geheime „Leidensstruktur“ aufmerksam, die wir bildhaft als „Durst“, „Hunger“, „Mangel“, „Verlangen“, „Suchen“ und dergleichen charakterisieren. Die Erfahrung, Wahrnehmung und das Bedenken dieses „Defizits“ hält meiner Meinung nach Denken und Leben in Spannung und Bewegung. In diesem Sinn hat der Abschiedstext von P. Wust in meinen Augen nichts von seinem Glanz verloren, im Gegenteil, er entpuppt sich immer mehr und neu als ein „Zauberschlüssel“ zur Wahrheit und Weisheit des Lebens und Denkens.

■ Christian Schütz
Abt der Benediktiner-Abtei Schweiklberg Vilshofen

Toleranz und Gewalt

Das Christentum zwischen Bibel und Schwert

Der international renommierte Kirchenhistoriker Arnold Angenendt behandelt in seinem neuen Buch die heute gängigen Anklagen gegen das Christentum. Die Liste der aufgerechneten „Todsünden“ ist lang: Leib- und Geschlechterfeindlichkeit, Erzeugung falscher Schuldgefühle, Anspruch auf allein-seligmachende Wahrheit und damit Intoleranz, Absegnung der Kreuzritter als Beihilfe am Tod unschuldiger Moslems, die Inquisition mit Folterung und Verbrennung der Ketzer wie der Hexen, die Mission als Kolo-

nialkrieg bei Ausrottung ganzer Volksstämme, Antijudaismus als Wegbereiter des Holocaust. Eine „Blutspur“ von neun Millionen Opfern habe das Christentum in der Geschichte hinterlassen. In Summe: das Christentum als altgewordene Weltreligion, die am besten abdankt.

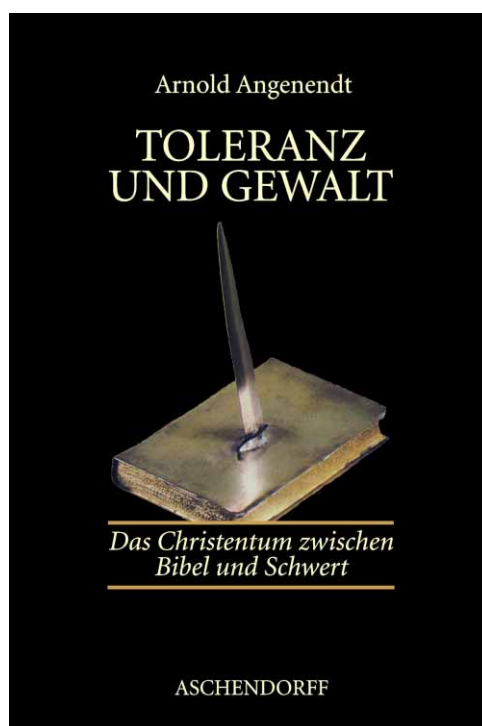
Angenendt liefert hierzu die inzwischen von der Historie erarbeiteten Fakten und Deutungen. Die Ergebnisse sind frappierend, meist anders als gedacht – ja nicht selten sogar genau umgekehrt!

■ 2006, 800 Seiten, geb. ca. 24,80 €
ISBN-10 3-402-00215-9
ISBN-13 978-3-402-00215-5

Prolog

Kein anständiger Mensch kann Mitglied der römisch-katholischen Kirche sein. Die Ecclesia militans ist die älteste und größte Verbrecherorganisation der Welt. Mitleidlos hat die Inquisition Hussiten, Waldenser, Albigenser, Lutheraner, Zwinglianer und Calvinisten verfolgt und verbrannt. Zwei Jahrhunderte lang wurden Tausende von unschuldigen Frauen, darunter auch die Urgroßmutter Beethovens, wegen Hexerei auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Zwei Jahrtausende lang hat die Mutterkirche einen glühenden Antisemitismus gepredigt. Es kann kein Zufall sein, dass fast alle Nazi-Größen von Hause aus römisch-katholisch waren. Friedrich Heer berichtet in seinem Buch *Der Glaube des Adolf Hitler* aus dem Jahr 1968, dass der Führer bis zum Ende seines Lebens Kirchensteuer gezahlt hat. So

Wir danken dem Verlag Aschendorff für die Abdruckerlaubnis des (um die Anmerkungen gekürzten) „Prologs“. Das Buch erscheint im Dezember im Buchhandel



der auch in Deutschland vielgelesene Niederländer Maarten t'Haart in seinem 2006 veröffentlichten Buch ›Mozart und Ich‹, einer Jubiläumsgabe zum 250. Geburtsjahr des Komponisten.

Und so ist es zum Dauervorwurf geworden. Die Medien wirken wie Megaphone. Zum 11. September 2001 rechnete der Spiegel im Ge-

genzug zum islamischen Terror dem Christentum sein Sündenregister vor: Die christlichen Heerscharen der Kreuzzügler „schlachteten auf dem Weg ins Heilige Land schon daheim Juden ab, die ihnen in die Quere kamen – alles zur größeren Ehre Gottes. Bei der Eroberung Jerusalems 1099 fielen die Kreuzfahrer in einen Bluttausch. Auf dem Tempelberg veranstalteten sie, so ein Augenzeuge, ein solches Gemetzel, dass die Unsrigen bis zu den Knö-

cheln im Blut wateten“. Groben Schätzungen zufolge seien über fünf Millionen Muslime, Juden wie auch Christen aus Ost und West umgekommen. Und so geht es weiter: „Wie viele Juden im Lauf der Kirchengeschichte mit Billigung der Kirche oder gar auf ihren ausdrücklichen Befehl umgebracht wurden, darüber gibt es keine verlässlichen Zahlen. Für die meisten Päpste bis in die angehende Neuzeit blieben die Juden ... ‚von Gott verfluchte Sklaven“.

In seiner ‚kulturellen Bilanz‘ des Christentums wartet Herbert Schnädelbach in für einen Philosophen erstaunlicher Weise nicht zuerst mit philosophischen, sondern gleichfalls mit historischen Argumenten auf: Die Folter habe „durch die heilige Inquisition ihre perfide Vollendung“ erreicht; nie zuvor hätten Kelten, Germanen oder Slawen „Greuel vom Ausmaß des Massenmords Karls des Großen an den Sachsen, des Blutbads bei der Eroberung Jerusalems während der Kreuzzüge, des Strafgerichts über die Katharer oder der Untaten der südamerikanischen Eroberer begangen“; nicht nur den Menschenrechten, „sondern auch der Menschlichkeit als Prinzip setzte das Christentum oft tödliche Widerstände entgegen“; der Import des Platonismus habe „im Christentum die menschliche Leiblichkeit vergiftet“; wie im Katholizismus Beichte und Absolution habe ungleich effektiver der Pietismus „viele zu psychischen Krüppeln“ gemacht – das alles als „Fluch des Christentums“. Schnädelbach sieht hier nicht Ausrutscher, dass der an sich gute Ansatz zeitweilig entgleist sei; vielmehr ereignete sich das alles nicht trotz, sondern wegen des Christentums: „Die Täter haben nicht gegen Prinzipien verstoßen“; nicht sieben Todsünden haben sie begangen, sondern allein die „Geburtsfehler“ offenkundig gemacht. Also nicht das Christentum zwischen der im Ansatz positiven Bibelbotschaft und einem zeitweiligen Versagen, sondern die Christentumsbotschaft von vornherein als verfehlt. Das Fazit ist gnadenlos: „Wenn das Christentum einmal seine sieben Geburtsfehler hinter sich gelassen haben sollte, wird von ihm fast nichts übrig geblieben sein“. Der Münsteraner Philosoph und Theologe Klaus Müller registriert, dass „die These vom Zusammen-

hang zwischen Monotheismus und Intoleranz längst zum Common Sense selbst prominenter philosophischer Lehrbücher gehört“.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, die inkriminierten Punkte einzeln durchzugehen, darum die Kapitel über Religionszwang, Schwertmission, Inquisition, Kreuzzüge, Judenfeindschaft und Sexualfeindlichkeit. Jeweils soll dargestellt werden, was die heutige Geschichtsforschung zu den einzelnen Themen zu sagen weiß. Die historische Vorgehensweise gebietet sich um so dringlicher, als inzwischen eine revisionistische Geschichtsschreibung eingesetzt hat: Nicht nur verhalte sich vieles anders, sogar genau umgekehrt. Die Revision begann fast zeitgleich mit der politischen Wende von 1989. Da bekommt man nun Sätze zu lesen, die, oft bewusst zugespitzt, nur erstaunen können: Die Inquisition müsse als Fortschritt angesehen werden, die römische sogar als Schrittmacher modernisierender Justiz; sie habe im 16. Jahrhundert weit weniger Opfer gefordert als Hinrichtungen beispielsweise in einzelnen Städten der Niederlande. Die Hexenverfolgungen seien gar nicht kirchlich betrieben worden, am wenigsten päpstlich. Der Begriff Toleranz müsse als eine christliche Hervorbringung gelten, zuletzt befördert vom religiösen Enthusiasmus der neuzeitlichen Dissenter. Die christliche Mission erweise sich als Öffnung zur Universalität, habe das moderne Völkerrecht mitbegründet. Vom Monotheismus sei eine psychohistorische Wirkung zur Entfaltung des inneren Menschen ausgegangen. Den Frauen habe das Christentum von vornherein ein verbessertes Dasein gebracht. Solches und dergleichen mehr wird nun präsentiert. Am frappierendsten sind die Zahlen: Für die spanische Inquisition werden von 1540 bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts 827 und für die Römische Inquisition insgesamt 93 Hinrichtungen angegeben.

Viel tiefgreifender als diese eher faktenorientierte Wende ist eine zweite, die auf die Historie zwar zurückverweist, aber darüber hinaus zu philosophischen und theologischen Konklusionen vorstößt. Als Exponent

dafür steht Jürgen Habermas. Auch er sieht einen „Erbstreit zwischen Philosophie und Religion“, geht ihn jedoch mit Respekt an: „die *profane*, aber *nichtdefätistische Vernunft* [hat] zu viel Respekt vor dem Glutkern, der sich an der Frage der Theodizee immer wieder entzündet, als dass sie der Religion zu nahe treten würde“. Bei aller Aufgeklärtheit gebe es religiöse Überlieferungen, „von deren normativen Gehalten wir gleichwohl zehren“. Habermas warnt darum vor „einem unfairen Ausschluss der Religion aus der Öffentlichkeit“, um „die säkulare Gesellschaft ... nicht von wichtigen Ressourcen der Sinnstiftung ab[zu]schneiden“ und „im eigenen Haus der schleichenden Entropie der knappen Ressource Sinn entgegen zu wirken“. Als Beispiel wird die Gottesebenbildlichkeit des Menschen angeführt: „Diese *Geschöpflichkeit* des Ebenbildes drückt eine Intuition aus, die in unserem Zusammenhang auch dem religiös Unmusikalischen etwas sagen kann“. Und mehr noch: genuin christliche Gehalte hätten die Philosophie gefördert, was sich dann „in schwer beladenen normativen Begriffsnetzen wie Verantwortung, Autonomie und Rechtfertigung, wie Geschichte und Erneuerung, Neubeginn, Innovation und Wiederkehr, wie Emanzipation und Erfüllung, Verinnerlichung und Verkörperung, Individualität und Gemeinschaft niedergeschlagen [hat]. Sie hat den ursprünglich religiösen Sinn zwar transformiert, aber nicht auf eine entleerende Weise deflationiert und aufgezehrt“. Habermas fordert eine „rettende Übersetzung“ der jüdisch-christlichen Religionsgehalte: „Eine Säkularisierung, die nicht vernichtet, vollzieht sich im Modus der Übersetzung“, denn es „ging etwas verloren“.

Habermas steht hier nicht allein. Eine klärende und erklärende Freilegung mahnt ebenso der Amerikaner Charles Taylor an, der von „erinnernder Wiedergewinnung“ spricht. Für Hans Jonas (†1993), Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels von 1987, „hat der religiöse Glaube hier schon Antworten ..., die die Philosophie erst suchen muss“. Der Züricher Religionshistoriker Walter Burkert beharrt darauf, „dass Religion noch immer nicht verschwindet, im Gegenteil; zwar sehen wir Modernen

zu, wie Generationen praktisch ohne Religion aufwachsen; und doch bleiben religiöse Kräfte hartnäckig präsent“. Greift man weiter zurück, ist zuerst Max Weber (†1920) anzuführen mit seinen vor dem Ersten Weltkrieg verfassten Aufsätzen zur protestantischen Ethik, in denen er die längst zum geflügelten Wort gewordene ‚innerweltliche Askese‘ definierte: Religiöse Motive – und gerade solche, die inzwischen längst abhanden gekommen und sogar verabscheuungswürdig geworden seien – eben solche Religionsmotive hätten zu Lebenseinstellungen geführt, aus denen wesentlich die Moderne hervorgegangen sei. In Fortsetzung von Max Weber begreift heute der Berliner Neuzeit-Historiker Heinz Schilling die westeuropäische Konfessionalisierung als „einen gesellschaftsgeschichtlich fundamentalen Wandlungsvorgang“, der kirchlich-religiöse und mentalitätsmäßig-kulturelle Veränderungen ebenso einschließe wie staatlich-politische und soziale; im Vergleich dazu fehle dem orthodox-christlichen Osten sowohl eine Reformation wie auch „die dieser inhärente umfassende Modernisierungsdynamik“. Zu warnen sei vor reduktionistischen Erklärungsmodellen ohne „Sinn für die Geschichtsmächtigkeit religiöser Wirkfaktoren“. Hieran anschließend hat der am Erfurter Max-Weber-Kolleg wie auch in Chicago lehrende Religionssoziologe Hans Joas als gewiss überraschendes Beispiel einer verdrängten Religionsleistung die üblicherweise der Aufklärung zugesprochenen Freiheitsrechte angeführt: „Nicht nur die Etablierung der Religionsfreiheit war von religiösem Enthusiasmus getrieben, sondern auch die Artikulation der Menschenrechte im 18. Jahrhundert oder der Kampf um die Abschaffung der Sklaverei...; [sie] gehen keineswegs ausschließlich auf aufklärerische Impulse zurück“. Fürs Ganze ist Ziel der folgenden Ausführungen, sowohl die Macht wie die Ohnmacht der Religion für Humanität und Menschenwürde darzustellen.

Stellen wir zum Schluss die Zielsätze von Schnädelbach und Habermas, die ihre Deutungen fast zeitgleich innerhalb gut einer Jahresfrist vorgelegt haben, pointiert nebeneinander. Für Schnädelbach ist die Wirkung des Christentums zum „Fluch ... unserer Zi-

Toleranz und Gewalt

vilisation“ geworden und darum die „Selbstaufgabe der letzte segensreiche Dienst, den das Christentum unserer Kultur nach 2000 Jahren zu leisten vermöchte; wir könnten es dann in Frieden ziehen lassen“; denn dass „die Ideen der Menschenwürde und der Menschenrechte christliche Wurzeln hätten, ist ein gern geglaubtes Märchen“. Für Habermas hingegen schneidet sich die säkulare Gesellschaft von wichtigen Ressourcen ab, wenn sie sich nicht „einen Sinn für die Artikulationskraft religiöser Sprache“ bewahrt: „Die Philosophie hat Gründe, sich gegenüber religiösen Überlieferungen lernbereit zu halten“. Dies um so mehr, als in den Religionsgemeinschaften jenseits von Dogmatismus

und Gewissenszwang etwas intakt geblieben sein könnte, „was andernorts verloren gegangen ist und mit dem professionellen Wissen von Experten allein auch nicht wiederhergestellt werden kann“. Deswegen bedarf es der rettenden Übersetzung, etwa für die Idee der Gottebenbildlichkeit. Habermas geht nicht weiter auf historische Begründungen ein, verweist aber auf die Naturrechtslehren der mittelalterlichen und spanischen Scholastik. So steht das Schnädelbachsche ‚ab-schaffen‘ neben dem Habermasschen ‚retten‘. Soweit hierbei historische Argumente zählen, will das folgende Buch sie aufzeigen.

■ Arnold Angenendt

Konturen empfiehlt Bücher

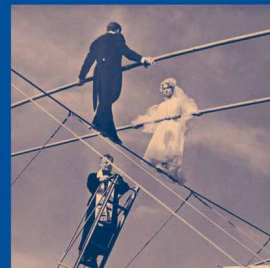
Das Interesse an der kirchlichen Hochzeit ist groß. Auch dort, wo eine Zustimmung zum christlichen Verständnis der Ehe nicht vorausgesetzt werden kann, wird das „Fest der Träume“ häufig kirchlich und meist mit einem beträchtlichen Aufwand an liturgisch-inszenatorischer Phantasie begangen. Angesichts dieser Entwicklung wird kirchlicherseits vermehrt über die notwendigen Voraussetzungen einer kirchlichen Hochzeit nachgedacht; zugleich gibt es jenseits der Kirchen ein weites Feld freier Anbieter von alternativen Riten und Feiern zur Eheschließung.

Wie ist die Hochzeitsliturgie im Spannungsfeld von Innigkeit der Liebe, kirchlichem Anspruch und Öffentlichkeit zu deuten? Welche Chancen liegen in der neuen Unbefangenheit gegenüber Ritualen und kirchlichen Liturgien? Wie eröffnet die kirchliche Feier die Gewissheit der Gegenwart des liebenden Gottes und darin das Vorzeichen gelingender Liebe des Hochzeitspaares?

■ Die Herausgeber:
Prof. Dr. Benedikt Kranemann, Erfurt
Joachim Hake, Burg Rothenfels

Benedikt Kranemann
Joachim Hake (Hrsg.)

Hochzeit — Rituale der Intimität



Kohlhammer

Woche für ältere Menschen

**Veranstaltet
vom Quickborn-Älterenbund**

Man muss das gesehen haben: Wenn man am Anreisetag frühzeitig da ist und dann auf einer der Bänke vor der Burg sitzt, z.B. an der Linde oder unterhalb des Brunnens, zwischen Amtshaus und Tor zum inneren Burghof. Was dann zu sehen ist und was mich immer wieder beeindruckt, das ist die Herzlichkeit, mit der sich die Ankömmlinge gegenseitig „wiederentdecken“ und wie sie ein erstes Wiedersehen regelrecht spontan feiern. Viele kennen sich über Jahrzehnte; manche haben sich über Jahre nicht mehr gesehen. Es ist nicht selten so, dass etliche nicht jedes Jahr kommen konnten und es nach längerer Pause – noch einmal oder auch einmal wieder – geschafft haben, dazuzustoßen.

Die ganze Woche wird dann – Tag um Tag und vom frühen Morgen bis zum späten Abend – als intensiver Austausch erlebt, als Wiederbelebung alter Verbundenheit und auch als Chance zu neuer Kontaktnahme. Und auch die Abschiede am letzten Tag rühren an: manch eine(r) fragt sich, ob es um die Gesundheit im nächsten Jahr noch so bestellt sein wird, dass man sich wiedersieht – und so hat für etliche Teilnehmer das „irische Abschiedslied“ mit seiner Schlusszeile eine ganz besondere Bedeutung; „... und bis wir uns wiedersehen, halte Gott dich fest in seiner Hand...“

Zwischen dem frohen Willkommen zu Beginn und dem manchmal etwas schwermütigen Abschied am Abreisetag spannt sich der Bogen vielfältiger Ereignisse, die jeden Tag der Woche strukturieren und ihm Fülle und Vielfalt geben. Nachfolgend sei das Programm einer solchen Werkwoche skizziert:

Tagesplan: 8:00 Uhr Morgenlob in der Burgkapelle, 8:30 Frühstück, 9:30 Singen mit Rudi Wetzl, 10:45 Gymnastik mit Liesel Stainer, 11:00 eines der Hauptreferate (Z.B. Meinulf Barbers, P. Armin Kretzer, Thomas Kutsch...) 12:15 Mittagessen; anschließend Gelegenheit zum Plausch, zum Spaziergang, zur Siesta, 15:00 Singen mit Rudi Wetzl, Werken mit Thea Hillbricht, Tanz mit Liesel Stainer, oder,



Margarete Kutsch
und Resi Frischholz

oder, 18:15 Abendessen; 19:30 Abendveranstaltung; z.B. ausführlichere Diskussion zum Referat am Vormittag, 21:00 Abendlob in der Burgkapelle. Tagesausklang und gemütliches Zusammensein im Amtshaus-Keller.

Zum Wochenverlauf: In der zweiten Wochenhälfte ist ein gemeinsamer Ausflug vorgesehen, an Tagen mit Pater Armin morgens statt des Morgenlobs eine Messe in der Burgkapelle, am Sonntag ein feierlicher Gottesdienst und am Abend die „legendäre“ Abschiedsfeier, wo schlummernde Talente sich zu einem bunten Abend einbringen können ... Am Montag dann nach dem Frühstück „singer Abschied“.

Diese Werkwoche ist jedes Jahr auf ähnliche, dann aber durchaus auch wieder auf unterschiedliche Art und Weise abwechslungsreich vorbereitet – je nachdem, wer kommen konnte und seine Persönlichkeit und seine Talente einbringt: Es wird zusammen gefeiert und gearbeitet; gelacht und geschwiegen; Messe gefeiert und gesungen; gewandert, getanzt und meditiert. Je nach Interesse und Vermögen finden sich an den Nachmittagen kleinere Kreise zusammen, die das eine oder andere aus diesen Dingen tun.

Diese Woche wird von den Beiträgen vieler getragen – als da sind (außer den schon Erwähnten): Ruth Lachenmair (Gymnastik),



Johannes
und Dorothea
Hillbricht

Woche für ältere Menschen



P. Armin Kretzer

Ingrid Rabus (Flöten, Cembalo), Maria Vetter (Geige, Flöte), Gerda Feige (insbes. mit vielen Ideen für den Abschiedsabend), Irmgard Jahn (Ballett), Hans Hillbricht (Geige)... Die Liste der Namen aktiver Beiträger ließe sich leicht verlängern, geht man in Gedanken ein paar Jahre zurück bis zu Irmgard Koch (Musik), Reinhold Berlin (Literatur, Theater), und Resi Frischholz (ehem. Sprecherin). Die Funktion des Sprechers nimmt seit etlichen Jahren Hans Krämer (Bonn) wahr – unterstützt von seiner Frau Rosel.

Es gibt ein besonderes Phänomen und ist dem „Geist der Burg“ zuzuschreiben: Das Mittun liegt in der Luft, Beiträge von allen werden ermuntert, auch interessierte Laien werden integriert, mit ihrer Meinung Ernst genommen und fühlen sich ermutigt, ihren Teil zum Gelingen beizutragen. Da gibt es keinen überheblichen Moderator, der mit der Attitüde des Besserwissers Beiträge „zensiert“...



Thomas Kutsch

In den Hauptreferaten an den Vormittagen werden vorbereitete Themen erarbeitet: So haben die theologischen Beiträge von Pater Armin Kretzer aus Würzburg Tradition; seine lebendige und anschauliche Darstellung stellt für viele eine bereichernde Alternative zu einer oft eher konservativen Auslegung dar. Aus der Fülle seiner über die Jahre vor-

gestellter Themen seien hier beispielhaft nachfolgend einige aufgeführt:

- Freude am Glauben – Fest und Feier in der Bibel – Die Gewissensentscheidung des Christen –
- Die Feier der Eucharistie – Ratlos vor dem Leid? – Mut zum Frau-Sein in der Kirche – Die Urchristlichen Hausgemeinden – und zahlreiche weitere Themen.

Rudl Wetzel fungiert als professioneller Chorleiter. An jedem Vormittag stimmt er alle ein in altes und neues Liedgut und schafft es, uns mehr oder minder talentierte Sänger und Sängerinnen zu einem harmonischen Klangkörper zu formen. Darüber hinaus und zusätzlich erarbeitet er jedes Jahr mit einem engagierten Kreis von Teilnehmern immer wieder neue und anspruchsvolle Beiträge, wobei Chorerfahrung, die Fähigkeit, vom Blatt singen zu können und gute Stimmbildung bei etlichen der Teilnehmer eine gute Voraussetzung sind. Wenn dann noch mehrere dabei sind, die ihre Musikinstrumente mitgebracht haben – was bisher noch in jedem Jahr der Fall war – dann kommen sehr schöne musikalische Aufführungen zustande.

Aus meinem Repertoire als Soziologe schließlich habe ich es eingerichtet, seit 1996 in jeder dieser Wochen zwei Themen mit aktuellem Gesellschaftsbezug vorzustellen und im Anschluss immer auch eine lebhaft Diskussion darüber „anzuzetteln“. Bei der Themenauswahl ging und geht es immer auch darum, Fragestellungen aufzugreifen, die für diesen Teilnehmerkreis Bedeutung haben.

In den vergangenen Jahren standen folgende Themen zur Diskussion:

Soziologie der Familie – Umwelt-Forschung – Soziologie der Arbeit – Sozialwissenschaftliche Forschung entlang der Nahrungskette, von Agrarsoziologie bis zur Ernährungs- und Konsumsoziologie-Religions-Soziologie – die

Klima- und Wasserproblematik – Soziologie der Entwicklungsländer mit Berichten von eigenen Projekten und Exkursionen in Afrika, Asien und Lateinamerika – Soziologie des Alter(n)s – Soziologie des Wohnens.

Die Alterssoziologie beschäftigte uns sowohl im Sommer 2003 wie auch im Sommer 2004. Zusätzlich zu Vortrag und Diskussion entwickelte sich daraus ein kleineres Projekt, in dem die allermeisten Teilnehmer bereit waren, einen umfangreicheren Fragebogen zu dieser Thematik zu beantworten. In überraschend großem Umfang war die Mehrheit der Befragten der Meinung, dass es die Generation ihrer Kinder schwieriger hat / haben wird. Dies in der Sicht mehrerer Befragter auch deswegen, weil es Kinder des Wohlstands sind, die es nicht mehr gelernt haben, zu verzichten bzw. sich freiwillig zu beschränken.

Eine Frage, die uns wichtig erscheint und die uns beschäftigt: (Wie) ist der Dialog zwischen den Generationen möglich? Und: Ist er „auf der Burg“ möglich? Sollte er nicht gerade dort ermöglicht, gesucht und gepflegt werden?

Der Soziologe Georg Simmel hat vor langem die „Kreuzung sozialer Kreise“ zum Thema gemacht, und das könnte auch als Dialog zwischen den Generationen verstanden werden. Die Burg ist ein solch vorzüglicher Ort, wo Menschen ähnlicher Intention hinkommen, aber auch aus unterschiedlichen Regionen und Herkunft im weiteren Sinne, wo übers Jahr viele Kreise „ihren“ Termin haben und ihr Wiedersehen pflegen. Da wäre die Chance eigentlich gut, dass man sich wechselseitig „wahrnimmt“. Aber: Wieviel „Öffnung“ verträgt eine Gruppierung mit Bezug zu anderen, nächsten? Sucht man vorrangig immer nur erst einmal „Seinesgleichen“ in Bezug auf Lebenserfahrung, geteilte Sozialisation, Gesinnung im Detail?

Konkret: Es wäre ein Wunsch und eine Hoffnung, dass die Älteren-Werkwoche von „jungen Alten“ ergänzt und „aufgefrischt“ wird, so wie sie an der Schwelle der dritten Lebensphase „eintreffen“! Ein guter Anfang dazu ist schon im Sommer 2006 gemacht worden. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, ist das



Ruth Lachenmaier leitet die Gymnastik

ein schrittweiser Prozess: 1995, selbst im Alter von Anfang 50, fühlte ich mich als „Begleiter einer Seniorin“ und als „Gast“ bei der älteren Generation. Das „Ankommen“ in der dritten Lebensphase, das mag im Detail bedeuten: Die Kinder sind selbständig und „aus dem Haus“, das aktive Berufsleben erfährt seinen Abschluss, und die Phase der „späten Freiheit“ beginnt. Hier sind Vorschläge willkommen. So sei dies auch als Einladung an interessierte 60 + Leser dieses Berichts verstanden, im kommenden Jahr dazuzustoßen, mitzumachen, mitzugestalten, sich „einzubringen“.

Wünschenswert und erfreulich wäre es auch, wenn dabei der/die eine oder anderer wäre, der/die die Werkwoche mit einem eigenen Beitrag zusätzlich bereichern könnte.

Wer sich angesprochen fühlt, möge sich melden. Je früher weitere Anregungen eingehen, desto größer ist die Chance, Entsprechendes vorzubereiten und für die nächste Werkwoche im August 2007 einzuplanen. Der Termin als solcher steht schon fest: Die Woche wird vom 20.08.07 bis 27.08.07 stattfinden.

Anregungen und Mitteilungen gerne an den Autor dieses Berichts:

■ Prof. Dr. Thomas Kutsch,
Am Blauen Stein 21, 50997 Köln.
E-Mail: Th.Kutsch@ilr.uni-bonn.de

Programme und Bausteine

Freizeitangebote und Vorschläge für Gruppen

Mit dieser Überschrift bewirbt die Burg ab 2007 ihre Angebote für Gäste der Jugendherberge. Neben der Bildungsstätte ist die Jugendherberge Burg Rothenfels ein umsatzstarker Geschäftszweig, dem die Burg künftig große Aufmerksamkeit widmet.



Als angeschlossenes Haus des bayerischen DJH Landesverbandes profitieren wir seit langem von den verschiedenen Marketinginstrumenten des Verbands, d.h. der Internetpräsenz www.djh.de und diversen Broschüren und Preisübersichten. Diese sind wichtig, um den herbergssuchenden Lehrer, Gruppenleiter und Einzelreisenden auf unsere Jugendherberge aufmerksam zu machen.

Jugendherberge – ein Markenzeichen

In den vergangenen Jahren hat sich das Bild der Jugendherbergen in der Öffentlichkeit verändert. Weg von Kartoffelpüree und Krautsalat, düsteren Schlafsälen und cholesterinreichen Herbergsvätern, hin zu hellen Zimmern mit Sanitärbereich, Bistros und vor allem Freizeitangeboten. Noch dazu wartet der

DJH mit pfiffigen, modernen Layouts auf und spricht damit gezielt junge Menschen an.

Jugendherbergen pauschal buchen für mehrtätige Aufenthalte ist die Devise und vor allem Lehrer haben somit heutzutage große Auswahlmöglichkeiten, was sie den Kindern bei Schullandheimaufenthalten und Klassenfahrten bieten möchten. Jugendherbergen warten mit einer Vielzahl von unterschiedlichen Programmen auf – und der Lehrer muss nicht bei jeder Fahrt das Rad neu erfinden, wie er die Tage in der Jugendherberge mit Leben füllt.

Der hart umkämpfte Markt der Jugendgästehäuser, Hostels und Jugendherbergen erfordert es, dem Zeitgeist entsprechend Angebote zu präsentieren, um bei den „Herbergssuchenden“ auf sich aufmerksam zu machen. Auch wenn sie weiterhin wichtig ist, so hat doch die Mund-zu-Mund Propaganda als vorrangiges Marketinginstrument ausgedient, wenn es darum geht, neue Kunden zu gewinnen. Um langfristig über den Bereich der Stammkunden hinaus neue Gäste auf die Burg Rothenfels zu bringen, werden wir hier künftig mehr investieren.

Naturerlebnisprogramme

Ab 2007 bietet die Burg interessierten Gästen Naturerlebnisprogramme – denn was läge im waldreichen Spessart näher... Schulkinder sollen gemeinsam „Wald – Wiese – Bach“ er-



kunden und „Heilkräuter & Zauberpflanzen“ kennen lernen. Mit einem pädagogischen Konzept erfahren Schullandheimaufenthalte in Rothenfels künftig eine neue Qualität. Die Burg arbeitet Themen bezogen zusammen mit dem Naturparkführer Michael Maier und bietet selbst ein attraktives Rahmenprogramm mit Burgführung, Grillabend und Spessarträubermenü.

Entdeckungsreise im Spessart und leben in einer Ritterburg! für Familien mit Kindern



Jugendherberge
BURG ROTHENFELS – da fahren wir hin!
www.burg-rothenfels.de

Programme und Bausteine



Freizeitangebote in Rothenfels

Kommt man nicht mit Schulorchester oder Chor zu Proben auf die Burg oder ist man nicht Gast bei einer Tagung des Bildungsprogramms, muss man einen zunächst „leeren“ Tag um die Mahlzeiten herum mit Inhalten füllen. Viele Gruppen befassen sich damit: Messdienerfreizeiten, Familientreffen, Sport-Jugendfreizeiten von Vereinen oder natürlich unzählige Lehrerinnen und Lehrer. So stellt sich manch einer die Frage:



Wie gestalte ich sinnvoll einen Tag in Rothenfels und Umgebung?

Wer vor seinem Besuch auf der Burg Informationen anfordert, wird von unserer Verwaltung mit Materialien versorgt. Prospekte der Museen in der Umgebung werden auf Anfrage versendet, Wandertouren erklärt und allerlei andere Auskünfte gegeben.

Ein großer Teil der Kommunikation läuft heutzutage jedoch vor dem telefonischen Erstkontakt über das Internet. Vorab infor-



Entdeckungsreise im Spessart und leben in einer Ritterburg! für Familien mit Kindern

Ein Naturerlebnisprogramm
der Jugendherberge Burg Rothenfels
in Kooperation mit dem
Biotopverbundprojekt Spessart

„Wald – Wiese – Bach“

mit Stefan János Wágner
und Michael Maier

Telefon 09393-99999; Fax: 09393-99997,
Email: verwaltung@burg-rothenfels.de

Weitere Informationen zum Kurs
„Wald – Wiese – Bach“ finden Sie im
Internet: www.burg-rothenfels.de
die Burg in Bildern:
www.burg-impressionen.de

Geben Sie bitte ihrem Kind oder Enkel
diesen Zettel mit in die Schule, zum
Sportverein oder in die Gruppenstunde:

Jugendherberge
BURG ROTHENFELS – da fahren wir hin!
www.burg-rothenfels.de

mieren sich potentielle Gäste häufig zunächst bei www.burg-rothenfels.de – Sie werden dorthin geleitet über eine übersichtliche Landkarte auf der Homepage des DJH, die die Bundesländer und Regionen zeigt. Doch da ist die Konkurrenz groß.

Wer sich nun die Frage stellt, was man in einer abgelegenen Landjugendherberge unternehmen kann, wird künftig bedient mit dem Menüpunkt Jugendherberge: Programme.

Bausteine und Tagestouren

Dort warten u.a. auch Bausteine darauf, entdeckt zu werden: Vorschläge für Tagestouren, Hinweise auf Freizeiteinrichtungen in der Burg mit Lageplan und ein Bürgerkundungsspiel für Kinder, das neuen kleinen Gästen hilft, die Burg im Handumdrehen kennen zu lernen. Der Lehrer freut sich derweil, dass er die Kinder wieder für eine Stunde beschäftigt hat. Wer hätte denn gewusst, dass man an bestimmten Wochentagen ab der Staustufe Rothenfels mit dem Maintal-Bummeler per Schiff nach Lohr oder Marktheidenfeld fahren und im Lohrer Schloss den Schneewittchensarg entdecken kann? Wer hat bereits die neue Boule-Bahn an der Hainbuchenallee neben dem Fußballplatz auf der Reigenwiese entdeckt? Und die Spielkugeln kann man kostenlos in der Burgverwaltung ausleihen! Unsere Freizeitvorschläge können wie Bausteine zusammengefügt werden und lassen – vielleicht mit einem Lunchpaket für unterwegs – einen Tag im Spessart zum Erlebnis werden!

Neue Ideen

Frischer Wind und Innovationen in der Jugendherberge Burg Rothenfels sind gefragt, um uns neue Gäste zu erschließen. An der baulichen Substanz werden wir nichts wesentlich verändern. Das ist auch nicht nötig – die großen Mehrbettzimmer in Westpalas und Herberge sehen wir als unsere Stärke! Kinder wollen mit vielen Kameraden zusammen sein und – wenn's sein muss – Kissen-



schlachten veranstalten. Wir müssen die Burg professioneller vermarkten – eben weil wir das Label Jugendherberge tragen. Um auch in Zukunft gefragt zu sein.

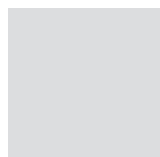
Wir könnten die Eigenart der Burg als mittelalterliche Feste nutzen, um denen, die nach einer „Burg“ suchen einen Anreiz zu bieten, auch uns zu entdecken. Schulklassen können unsere Fidelbauwerkstatt nutzen, um Rittersrüstungen zu basteln und Schwerter zu schnitzen. Wir werden künftig die entsprechenden Materialien bereithalten. Und natürlich Stoffe für all die vielen kleinen Burgfräulein.

Manche abenteuerlustige Gruppe die „events“ sucht, fährt zu benachbarten Burgen, weil man dort am Bergfried freeclimbing machen oder sich abseilen kann. Bei der Suche nach Freizeitangeboten und Vorschlägen für Gruppen wird auch unsere Burg mit zeitgemäßen Ideen aufwarten, um den Anschluss nicht zu verpassen.

Besuchen Sie unsere Internetseite oder lassen Sie sich unsere Informationsmappen zuschicken. Bitte geben Sie diesen Hinweis an Lehrer und Interessierte weiter. Machen Sie WERBUNG für uns!

Über Ideen, Anregung, Hilfestellung und Kritik freuen wir uns. Schreiben Sie an castellan@burg-rothenfels.de

■ Stefan János Wágner
Burgwart



Von der Burg

Dank an Joachim Hake

Unser Bildungsreferent Joachim Hake hat zum Jahresende 2006 gekündigt, weil er am 1. Januar 2007 seine neue Stelle als Direktor der Katholischen Akademie Berlin antritt. Wir bedauern sehr, dass er seine engagierte und erfolgreiche Arbeit für Burg Rothenfels aufgibt, haben aber Verständnis dafür, dass er sich neuen Herausforderungen im Wohn- und Dienstort seiner Frau stellt und so auch den langjährigen räumlichen Spagat zwischen Rothenfels und Berlin beenden kann.

Der Vorstand hatte im Benehmen mit dem Burgrat Joachim Hake aus ca. 150 Bewerbern ausgewählt. Er begann am 1. März 1997 seine Arbeit auf Rothenfels. Die Freunde von Burg Rothenfels und unsere Gäste lernten ihn kennen als einen Menschen, der aus überzeugt und überzeugendem christlichen Glauben lebt, tief fundierte theologische und philosophische Kenntnisse hat und auf Menschen unterschiedlicher Generationen zugeht und sie zusammenführt. In vertrauensvoller Zusammenarbeit mit den Gremien der Burg plante er die Jahresprogramme und die einzelnen Tagungen, die er bis in die letzten Einzelheiten selbst zu organisieren hatte. Er fügte in der besonderen Leitungsstruktur der Burg – vier gleichberechtigte Leitende Angestellte (Leiterin der Burgverwaltung, Leiterin der Hauswirtschaft, Bildungsreferent und Burgwart), ihnen vorgesetzt ein räumlich weit entfernter ehrenamtlicher Vorstand – vieles integrierend zusammen.

Joachim Hake setzte weiterführende und neue „Konturen“ für Burg Rothenfels. Er knüpfte viele neue Kontakte zu Referentinnen und Referenten – dabei halfen ihm seine freundliche und überzeugende Weise, auf Menschen zuzugehen, und sein großer Bekanntenkreis, gerade auch durch das Cusanuswerk. Einen Überblick – jetzt zugleich eine Rückschau – über wichtige Tagungsreihen, die er mitgestaltete und zu einem Teil selbst initiierte, gibt der „Rothenfelser Burgbriefkonturen 1/06“ – und erinnert auch daran, dass Joachim Hake dem „Burgbrief“ ab

Heft 1/03 ein neues Gesicht und eine neue Qualität gab: themenzentriert mit vielen Anregungen und Anstößen bis zu Buchhinweisen. Die „konturen“ fanden so weit über den Freundeskreis der Burg hinaus Beachtung und wiesen werbend auf das Werk der Burg hin. Diese Arbeit unterstützte er durch Herausgabe wichtiger theologischer Bücher, die aus der Tagungsarbeit der Burg erwachsen und für die er entsprechende Mitstreiter und Verlage fand. Und besonders wichtig war uns auch, mit welcher Einstellung und mit welchem Einfühlungsvermögen sich Joachim Hake für das geistliche Leben auf der Burg einsetzte und viele Gottesdienste und Tagzeitliturgien in Kapelle und Rittersaal anregte und durchführte.

Dem Burgrat – in diesen zehn Jahren mit wechselnden Mitgliedern und Vorsitzenden – arbeitete Joachim Hake in Vorbereitung, Protokollführung und Nachbereitung seiner Sitzungen intensiv und loyal zu und beriet den Vorstand in vielen gemeinsamen Gesprächen. Und auch außerhalb der Sitzungen der Gremien hielt er anregende Kontakte zu Burgpfarrer, den Vorsitzenden und den Mitgliedern der Gremien wie zu vielen Freundinnen und Freunden im Lande.

Bei der Einschätzung von Joachim Hakes zukunftsweisender Arbeit für die Burg darf nicht vergessen werden, dass hier eine Person für ca. 55 Tagungen im Jahresprogramm verantwortlich ist, während vergleichbare Einrichtungen wie Katholische Akademien für solche Aufgaben jeweils mehrere Personen (Theologen, Pädagogen, Sozialwissenschaftler) beschäftigen.

Wir hatten im Herbst 1996 die Stelle des Bildungsreferenten auf Burg Rothenfels mit einem Sieben-Jahres-Vertrag ausgeschrieben. Joachims Vertrag wäre am 29. Februar 2004 ausgelaufen – vor Ablauf des Vertrages änderten Vorstand und Bildungsreferent einvernehmlich den Vertrag auf unbestimmte Zeit. Auf Vorschlag von Joachim Hake hatten wir vorher schon vereinbart, dass er einen Teil seiner dienstlichen Tätigkeit auch an seinem anderen Wohnort Berlin wahrnehmen könne. Dieser räumliche Spagat wurde erleich-

tert durch das besondere Engagement von Joachim Hake, die hilfreiche und zunehmend selbständige Arbeit seiner Mitarbeiterin auf Burg Rothenfels, Frau Ingrid Schreck, die Mithilfe der Leitenden Angestellten der Burg, der Gremien und vieler Freunde der Burg und durch die intensive Nutzung moderner Kommunikationsmedien.

Bei der Weihnachtsfeier der Burgangestellten wird Joachim Hake verabschiedet. Wir haben ihn gefragt, ob er an der Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels am Pfingstmontag, dem 28. Mai 2007, teilnehmen kann, damit wir ihn dort auch „offiziell“ verabschieden.

Die Freunde von Burg Rothenfels danken Joachim Hake für die fast zehn, für die Burg guten und zukunftsweisenden, Jahre, die er Rothenfels und uns geschenkt hat und sagen auch seiner Frau Dr. Susanna Schmidt Dank

für ihr Verständnis und ihre Unterstützung für den Einsatz ihres Mannes im fernen Unterfranken.

Ein herzliches „Vergelt's Gott!“ Joachim Hake für alles – wir wünschen einen guten Beginn im neuen Amt ab 1. Januar 2007 und hoffen, dass er – auch mit seinen guten Erfahrungen und seinem Einsatz auf Burg Rothenfels im Hintergrund – dort etwas vom „Zauber“ des neuen Anfangs spürt, „Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.“ Und bei allem Bedauern, dass Joachim Hake als Bildungsreferent bei uns aufhört, bleibt uns doch vieles, was er für die Burg grundgelegt und zukunftsweisend aufgebaut hat, und tröstlich ist auch, dass Joachim Hake dem Werk der Burg und den Menschen, denen er auf Rothenfels begegnete, mit dem Herzen verbunden bleibt.

■ Meinulf Barbers

Bildungsarbeit auf Burg Rothenfels bis zur Wiederbesetzung der Stelle

Joachim Hake scheidet als Bildungsreferent auf Burg Rothenfels zum 31.12.2006 aus. Er redigierte noch das vorliegende inhaltlich besonders interessante Heft „Rothenfelser Burgbrief konturen 2/06“ und bereitete die Tagungen des ersten Halbjahres 2007 so vor, dass Tagungseinladungen den neuen „konturen“ beigelegt werden konnten. In einem ausführlichen Gespräch in Nürnberg vereinbarten die Sprecherin des Burgrates, Gudrun Kuhn, und der scheidende Bildungsreferent, wie für die Zeit der Vakanz einzelne Freunde der Burg, die die entsprechenden Reihen verantwortlich mitgestalten, sowie Mitglieder der Gremien einspringen und ggf. auch Tagungen leiten.

Im Benehmen mit dem Burgrat hat der Vorstand die Stelle der Bildungsreferentin / des Bildungsreferenten ausgeschrieben (die Anzeige erschien in BDKJ-Journal, Christ in der

Gegenwart im Bild, Die Zeit, Orientierung, Publik Forum sowie auf den Internetseiten der Burg und des Quickborn-Arbeitskreises). Sie finden Sie auch nachstehend mit der Bitte, für die Burgarbeit geeignete und interessierte Bewerberinnen und Bewerber auf die Stellenausschreibung hinzuweisen. Die Stellenbeschreibung, die auch Voraussetzungen und Aufgaben der Bildungsreferentin / des Bildungsreferenten auf Burg Rothenfels erhält, ist im Internet abrufbar und auch bei der Burg zu erhalten.

Mittlerweile liegen schon viele Bewerbungen vor, so dass der Vorstand im Benehmen mit dem Burgrat im Februar 2007 hoffentlich wieder eine gute Entscheidung treffen kann.

■ Meinulf Barbers

Von der Burg

Stellenanzeige

Burg Rothenfels am Main ist eine christliche Jugend- und Erwachsenenbildungsstätte in freier Trägerschaft.

Wir suchen eine

Bildungsreferentin oder einen Bildungsreferenten.

Die Aufgabe liegt in der Planung und Durchführung der Tagungen in der Jugend-, Erwachsenen- und Familienbildung mit den Schwerpunkten: Theologie, religiöses Leben und Liturgie, Ökumene und interreligiöser Dialog, außerdem Musik, Literatur und Tanz.

Wir erwarten ein abgeschlossenes Studium der Katholischen Theologie oder eines anderen geistes- oder kulturwissenschaftlichen Faches bei sehr gutem theologischem Wissen. Persönliches Engagement aus christlichem Glauben, interdisziplinäres Denken, Organisationsvermögen und pädagogische Fähigkeiten werden vorausgesetzt.

Die Eingangsvergütung erfolgt in Anlehnung an TVöD.

Bewerbungen erbitten wir bis 31.12.2006 an den Vorsitzenden der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels, Dr. Meinulf Barbers, Lievensteg 11, 41352 Korschenbroich.

Interessierte erhalten die ausführliche Stellenbeschreibung unter www.burg-rothenfels.de oder bei: Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels, Email: verwaltung@burg-rothenfels.de.

Café Sandstein – ein wunderbarer Café-Sommer 2006

In Bergrothenfels gibt es derzeit kein Café. Sowohl die Tagungsgäste als auch die Touristen, aber auch die Nachbarn aus Dorf und Stadt vermissen es.

Da hatten Frau Sonja Geisler – bekannt für ihre hervorragenden Kuchenbackkünste – und Frau Rosemarie Richartz die Idee, den Amtshauskeller nachmittags als Café zu nutzen. Die Burg darf kein Café betreiben, aber sie darf die Räume vermieten. Zwar muss dann für Abends immer wieder umgeräumt werden, aber ... Also wurde ein Vertrag geschlossen, der Keller wurde gestrichen, neue Lampen und Vorhänge angebracht, Geschirr, Kaffeeautomat etc. wurden angeschafft, Dekoration nach dem Motto „Café Sandstein“ wurde gebastelt.

Am 4. Mai 2006 konnte man erstmals in der Sonne vor dem Amtshauskeller im Café Sandstein, Inhaberin Sonja Geisler, sitzen. Die Kuchenqualität, der gute Kaffee, die Bio-Waffel-Varietäten sprachen sich bald herum. So ging es den Sommer über. Freilich, die Doppelnutzung der Räume setzte enge Grenzen und verursachte sehr viel tägliche Räumarbeit. Doch die Burg konnte neben dem vorrangigen Tagungsbetrieb keine zusätzlichen Räume anbieten.

Schade, nun wird dieser wohlgemeinte Ansatz trotz Erfolges und Akzeptanz nicht fortgeführt. Im Oktober sollte die letzte Öffnung sein.

■ Albrecht Busch

**Einladung zur Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde
von Burg Rothenfels e.V.**

**am Pfingstmontag, dem 28. Mai 2007, um 10:00 Uhr
im Rittersaal auf Burg Rothenfels**

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes
2. Bericht der Prüfer
3. Entlastung des Vorstandes
4. Wahl des Vorstandes
5. Wahl der Prüfer
6. Bericht des Burgrates
7. Vorschläge für die Zuwahl zum Burgrat
8. Bericht des Bildungsreferenten
9. Anträge
10. Verschiedenes

Zu TOP 4: Der Vorstand wird auf vier Jahre gewählt.

Die Vorstandsmitglieder Meinulf Barbers und Albrecht Busch kandidieren nicht mehr für den Vorstand, wie sie schon in der Mitgliederversammlung 2006 erklärten.

Voraussichtlich bereit zu kandidieren sind: Mathilde Schaab-Hench (für den Vorsitz), Bernhard Dietz, Ansgar Held, Bettina Herbst, Wolfgang Rückl

Zu TOP 7: Die Amtszeit der Burgratsmitglieder Dr. Michael Bongardt, Dr. Gudrun Kuhn und Susanne Stierle endet Pfingsten 2007. Die Mitgliederversammlung wählt dann sechs Kandidatinnen/Kandidaten für den Burgrat; der Burgrat ergänzt sich durch Zuwahl von drei Personen aus dieser von der Mitgliederversammlung erstellten Liste. Wiederwahl ist möglich.

Weitere Vorschläge für die Vorstandswahl, Vorschläge für die Zuwahl zum Burgrat und Anträge an die Mitgliederversammlung erbitten wir an den Vorsitzenden der Vereinigung (Dr. Meinulf Barbers, Lievensteg 11, 41352 Korschenbroich). Wahlvorschläge und Anträge können auch noch in der Mitgliederversammlung vorgetragen werden.

Anmeldungen zur Mitgliederversammlung senden Sie bitte schriftlich an die Verwaltung Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels, e-mail verwaltung@burg-rothenfels.de.

■ Der Vorstand der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.

Meinulf Barbers Mathilde Schaab-Hench Albrecht Busch Bettina Herbst Ansgar Held Gudrun Kuhn

einige Seminartermine für das Jahr 2007

Datum	Tag.-Nr.	Titel	Referenten
31.01.–2.2.07	A 702	Wohin mit den Toten? In die Kirche! Totengedenken und Trauerkultur in der Stadt 8. Rothenfelser Liturgietagung	Prof. Dr. Benedikt Kranemann, Prof. Dr. Albert Gerhards, Britta Martini, Dr. Toni Jansen, Prof. Dr. Theresa Wobbe u.a.
09.–11.02.07	A 704	3. Rothenfelser Caritastagung	Dr. Hejo Manderscheid, Hans-Jürgen Marcus, Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl, Prof. Dr. Adalbert Evers, Johan Ketelers
09.–11.03.07	A 707	Joseph und Jussuf - in Islam, AT und Literatur Islam im Spiegel der Weltliteratur	Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel, Prof. Dr. Hartmut Bobzin, Prof. Dr. Johann Christoph Bürgel sowie Hans Christoph Schmitt
20. - 22.04.07	A 713	Humor - Leichtsinn der Schwermut Tagung zum 70. Geburtstag von Elazar Benyoetz	Prof. Dr. Erich Garhammer, Prof. Dr. Hans-Rüdiger Schwab, Prof. Dr. Michael Bongardt, Dr. René Dausner u. Elazar Benyoetz

zu Ihrer Information

Gerne senden wir Ihnen auf Anfrage weitere Jahres- und Einzelprogramme zu:

Verwaltung Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels am Main (bitte Rückporto beilegen)
Tel.: 09393 / 99999, Fax: 99997
e-mail: verwaltung@burg-rothenfels.de
homepage: www.burg-rothenfels.de

Mitglied des Vereins kann jeder Christ werden, der 18 Jahre alt ist und sich der Arbeit der Burg verantwortlich verbunden fühlt. Voraussetzung ist die Stellung zweier Bürgen, die schon drei Jahre lang Mitglied des Vereins sind.

Falls Sie Mitglied werden möchten, rufen Sie uns an: 09393 - 99994 oder 99999

JAHRESBEITRAG seit 2002 (Mindestbeitrag)

Mitglieder bis 29 Jahre € 20,-
Mitglieder € 40,-
Eheleute zusammen € 50,-

UNSER KONTO

Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.
97851 Rothenfels

Konto-Nr.: 240 002 543
Sparkasse Mainfranken BLZ 790 500 00
IBAN: DE677905 0000 0240002543
SWIFT-BIC: BYLADEM1SWU

Spenden und Beiträge sind steuerlich abzugsfähig. Bei Zahlungen von insgesamt jährlich mehr als 100,- Euro erhalten Sie am Anfang des nächsten Jahres unaufgefordert eine Spendenbescheinigung zugesandt. Für Zahlungen bis 100,- Euro genügt zur Vorlage beim Finanzamt der von der Bank abgestempelte Durchschlag Ihres Einzahlungsbeleges. Zahlungsvordrucke liegen jeweils den Burgbriefen 1 und 2 bei. Bitte vergessen Sie nicht, Ihren Absender anzugeben. Auch Bankeinzug ist möglich.

Herzlichen Dank!

Hinweis für Ihr Finanzamt:

Die Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. ist nach dem letzten ihr zugegangenen Körperschaftsteuerbescheid des Finanzamtes Lohr am Main für 2004 vom 29.08.2005 als ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken dienend anerkannt. (Förderung der Jugend- und Altenhilfe sowie Förderung der Erziehung und Bildung) und ist nach § 5 Abs 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer befreit. (Steuer-Nr. 231/111/50001)